Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Sechster Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hundertsechszehntes Kapitel.

Die Probe.

Im Hotel. — Der Marquis v. Villier. — Ein Irrthum. — Der nächtliche Besuch. — Ein Blick durch's Schlüsselloch.

Es hatte eben die weltberühmte Messe ihren Anfang genommen, als wir in Leipzig ankamen. Wir stiegen vor dem Hotel de Bavière ab, aber der Wirth erklärte uns mit Bedauern, kein Zimmer mehr zu besitzen, das er uns zur Disposition stellen könnte. Wir fuhren nach dem Hotel de Rome, aber auch hier war Alles, bis auf ein einziges Zimmer, besetzt. Mein Begleiter sah mich mit einer sehr wehmüthigen Mine an, welche so viel sagen wollte, als: ach, wären Sie meine Frau. Ich hatte auch nicht Lust den Abend in Leipzig herum zu kutschiren, und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. Dies schien meinen Freund zu ermuthigen, denn er sagte zu mir: Meine Liebe, die Noth muß beten lehren, wir werden uns auch einmal in Einem Zimmer behelfen können.

Ich machte keine Einwendung und unsere Sachen wurden nach dem leeren Zimmer geschafft.

Mein Freund, sagte ich, als wir wieder allein waren, zu meinem Begleiter, ich wollte Sie nicht gern zum irrenden Ritter

machen, denn ich sehe ein, daß es schwer ist hier ein Obdach zu finden, wir werden also diese Nacht wie ein Paar Wesen, die miteinander vertraut sind, auf Einem Zimmer zubringen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, sich artig betragen zu wollen, damit ich nicht Veranlassung habe, mich vor die Schwelle dieser Thüre zu legen.

Mein Freund, entzückt über dieses Vertrauen, welches ich ihm bewies, zögerte nicht, mir seine Hand darzureichen und ein gutes Benehmen anzugeloben.

Nachdem dieser wichtige Akt geschlossen war, gingen wir in den Speisesaal, woselbst wir eine zahlreiche Gesellschaft fanden, die aber sämmtlich dem Kaufmannsstande anzugehören schien.

Besonders auffallend war mir ein junger Herr, der einen vortrefflichen Appetit, eine ausgelassene Laune und ein Paar große schwarze Augen hatte, welche ihre Flammen unaufhörlich über den Tisch hinweg auf mich warfen.

Der Herr schien mir bekannt zu sein. Er sprach französisch.

Als wir uns vom Tische erhoben, trat der junge Mann zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht Donna Lola Montez sei?

Auf meine Bejahung war er außer sich vor Freude. Er gab sich mir als der Herr Marquis v. Villier zu erkennen, und ich erinnerte mich nun, ihn in Paris häufig gesehen zu haben.

Er theilte mir mit, daß er eine große Reise über Dresden, Wien, nach Italien und Spanien beabsichtige, und forderte mich auf die Reise mit ihm in Gemeinschaft zu machen.

Italien, Spanien, war allerdings auch mein Ziel, und diese Sache paßte vortrefflich; denn kann man wohl einen angenehmern Reisegefährten als einen Franzosen finden?

Gleichwohl hatte ich schon einen Reisegefährten, welcher bis an's Ende der Welt mit mir zu gehen entschlossen schien, und welcher diese neue Compagnonschaft gewiß mit sehr ungünstigen Augen betrachtet haben würde.

Ich sagte also dem Herrn v. Villier, daß mir seine Gesellschaft sehr angenehm sein würde, daß er sich aber mit meinem bisherigen Reisegefährten verständigen müsse.

Wie, Sie haben schon einen Begleiter? fragte der Marquis.

Ja, es ist der Herr dort, neben dem ich meinen Platz hatte.

Der ältliche Herr, welcher Sie unaufhörlich mit seinen Blicken verschlingt?

Der ältliche Herr? Er ist noch nicht vierzig Jahre alt.

Nun, ich denke, das ist alt genug für einen Liebhaber.

Allerdings alt genug für einen Reisegefährten einer jungen Dame, die mehr Schutz und Sicherheit als Liebesfeuer sucht. —

O, was das Letztere anbetrifft, würde ich dem Herrn dort nicht weniger als einem Jünglinge zutrauen.

Das wird sich noch diese Nacht ausweisen, mein Herr.

Diese Nacht?

Ja, ganz gewiß, und wenn der Herr nicht die Probe besteht, nun, dann trenne ich mich von ihm.

Aber, meine schöne Dame, versetzte der junge Mann, so geben Sie doch diesem grimmigen, eifersüchtigen Cicisbeo sofort den Abschied, und versuchen Sie es mit mir. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Probe zu Ihrer Zufriefriedenheit bestehen werde.

Daran zweifle ich, mein Herr!

Wie, Sie zweifeln daran? — Fehlt es mir etwa an irgend etwas, was darauf schließen läßt?

O nein, umgekehrt, Sie scheinen von Allem zu viel zu haben. Zu viel Geist, zu viel Jugend, zu feurige Augen, zu viel Unruhe, zu viel Uebermuth — —

Und das sind keine Dinge, mit denen ich die Probe bestehen könnte? — Nun, ich gestehe, Sie müssen eigenthümliche Anforderungen machen.

Meine Anforderungen sind allerdings ein wenig eigenthümlich, und Sie sind sicher nicht der Mann, der ihnen auf die Dauer genügen würde. Nun, ich werde schon auch einmal mit Ihnen die Probe machen. Der Herr dort wird sich doch am Ende Ihre Gesellschaft gefallen lassen müßen, wenn sie mir gefällt. Sie werden sich hoffentlich miteinander vertragen, wenigstens so lange, bis ich mich im Falle eines vorkommenden Streites für Einen oder den Andern von Ihnen entscheiden kann. In diesem Augenblicke, ich gestehe es, würde mir die Wahl sehr schwierig sein.

Der Herr Marquis sah mich auf eine sehr eigenthümliche Weise an, er bat mich dringend dem Herrn sofort den Abschied zu geben, ich sollte über seine Börse, über seine Person verfügen, ich sollte dem Herrn die Probe erlassen. Er zweifle zwar nicht, daß er sie bestehen würde, aber er würde sie sicher auch bestehen. Kurz, der junge Mann gab mir so viele Versicherungen, und sprach so viele sonderbare Dinge, daß ich ihn gar nicht verstand.

Indessen schien mein Freund jede unserer Bewegungen mit einem argwöhnischen Blicke zu verfolgen, und endlich erhob er sich mißmüthig und trat zu mir heran, mich fragend, ob ich noch die Promenade um die Stadt mit ihm besuchen wolle.

Ich stellte ihm den Herrn v. Villier als einen ehemaligen Bekannten vor, aber ich mußte bei diesem ersten Zusammentreffen schon den Gedanken an ein gutes Einvernehmen zwi-

schen diesen beiden Herren aufgeben. Mein Freund sprach nicht geläufig französisch und die Unterhaltung war eben nicht sehr fließend. Eine ziemlich trockene Verbeugung von beiden Seiten leitete ihre Bekanntschaft ein, welche mit einigen nichtssagenden Worten fortgesetzt wurde.

Der Herr Marquis v. Villier, sagte ich zu meinem Freunde, macht dieselbe Reise, die wir uns vorgenommen haben, und es wird uns recht angenehm sein, wenn Sie sich unserer kleinen Gesellschaft anschließen.

Ja, sehr angenehm — ist möglich — sehr angenehm — ich zweifle nicht — Dresden, Wien, Italien, Madrid, sehr hübsche Städte — so lautete die Antwort meines Freundes, welcher jetzt seine Frage, ob ich eine Promenade mit ihm machen wolle, wiederholte.

Da es mein Wunsch war, die Nacht, in welcher ich mit meinem Freunde in einem Zimmer zuzubringen gezwungen war, so viel als möglich zu verkürzen, so ging ich gern auf seinen Vorschlag ein. Der Herr Marquis schloß sich uns zu meinem Vergnügen und zu nicht geringem Verdruß meines Freundes an.

Ich hätte ihm den Aerger gern erspart, aber warum ärgerte er sich auch? — Hatte er das Recht, eifersüchtig zu sein? War ich seine Frau oder seine Geliebte? Ich hatte ihn wenigstens nicht zu meinem Liebhaber erklärt, und ging frei und vollkommen unabhängig neben ihm her.

Es war schon sehr spät, als wir nach unserm Hotel zurückkehrten. Der junge Franzose nahm mit einem recht wehmüthigen Blick von mir Abschied, sehr kalt sagten sich die beiden Herren gute Nacht, und ich glaube, bemerkt zu haben, daß sich schon ein nicht geringer Grad der Feindschaft in ihren Blicken aussprach.

Als wir auf unserem Zimmer waren, wurde mein Freund

wieder gesprächiger, aber mein Gott, welch eine eigenthümliche Art von Beredtsamkeit entwickelte sich bei ihm. Er hielt mir mein Benehmen gegen den Marquis vor. Ich versetzte ihm ganz ruhig:

Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so spielen Sie nicht die Rolle eines Mentors, eines Eifersüchtigen und eines Grämlings, am wenigsten aber die eines Verliebten.

Und welche andere Rolle theilen Sie mir zu, meine Freundin? fragte er etwas ironisch.

Durchaus nur die eines Reisegefährten.

Und wie muß man sich benehmen in dieser Rolle? fragte er weiter.

Wie ein Mann, der mit seines Gleichen einen gemeinsamen Weg geht, und diesem weder seine Herrschaft, noch seine Bevormundung, noch seinen Schutz gegen seinen eignen Willen aufzwingen darf. Vor allen Dingen, mein Guter, brummen Sie nicht, wir reisen mit einander, so lange es uns gefällt, und trennen uns, sobald wir uns nicht mehr gefallen.

Diese Worte schienen meinen Freund wieder etwas zur Vernunft zu bringen, und er schickte sich an, sich zur Ruhe zu begeben. Er begann damit die Thüre zu verschließen.

Bitte, lassen Sie die Thüre nur unverschlossen, sagte ich ihm, wir sind in einem respectablen Hotel, wo uns weder Räuber, noch Schelme incommodiren werden.

Wir wollen bei offner Thüre schlafen? fragte mein Freund ganz erstaunt.

Fürchten Sie sich denn? fragte ich dagegen.

Nun meinetwegen, versetzte mein Freund, aber ich stehe nicht für die Folgen.

Ich legte mich nun angekleidet auf das Sopha, denn wir hatten nur ein Bette im Zimmer. Mein Freund protestirte

aber dagegen, und ich gab seinen Bitten nach, und warf mich angekleidet auf das Bette.

Mein Freund ahmte mir nach, warf sich in seinen Schlafrock, und legte sich auf's Sopha.

Das Licht ließ ich im Zimmer brennen.

Wir wünschten uns gegenseitig gute Nacht, und da ich sehr müde war, schlief ich bald ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich recht tief geschlafen haben mochte, ich erwachte plötzlich, denn ich fühlte eine Berührung.

Das Zimmer war ganz dunkel.

Das ist recht erbärmlich von Ihnen, rief ich im höchsten Zorn, wir sind geschiedene Leute. Heißt das sein Ehrenwort halten?

Was ist Ihnen, rief die Stimme meines Freundes, die mir aber von einer ganz anderen Seite herzukommen schien.

Was mir ist? Mein Gott, träume ich denn?

Bitte, beruhigen Sie sich, ich bin es, flüsterte eine Stimme an meinem Bette.

Sie? Wer sind Sie?

Aber es erfolgte keine Antwort, ich hörte nur leise Tritte, die sich mehr und mehr entfernten.

Indessen war mein Freund von seinem Lager aufgesprungen und zündete Licht an.

Wer hat denn das Licht ausgelöscht? fragte ich.

Verzeihen Sie, das that ich selbst, versetzte mein Freund, ich konnte bei dem brennenden Lichte, das mir Ihre schöne Gestalt im verführerischen Zwielichte zeigte, nicht einschlafen, ich löschte es aus und schlief auch gleich darauf ein.

Aber es war Jemand an meinem Bette.

Mein Freund eilte mit dem Lichte aus dem Zimmer, aber

es war im Hause Alles ruhig, und mein Freund versicherte mir, daß ich geträumt haben müsse.

Nein, ich habe ganz deutlich Schritte gehört.

Das schien mir in der That auch so. Aber es fehlt hier nichts. Da liegen unsere Uhren und Börsen ganz unberührt. Ich sagte es Ihnen ja, man muß in einem Hotel nicht bei offener Thüre schlafen.

Indessen ging mir ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf, und ich beschloß der Sache etwas nachzuspüren.

Am andern Morgen sprach ich den jungen Franzosen, und ich sagte ihm:

Mein Herr, es scheint mir, als bedürfte es bei Ihnen keiner zweiten Probe, denn Sie haben die erste ganz jämmerlich bestanden.

Aber, mein Gott, sagte er, konnte ich denn wissen, daß Sie mit dem Herrn die ganze Nacht in einem Zimmer schlafen würden? Ich horchte an Ihrer Thüre und hörte, daß Alles ganz stille war. Ich lugte durch's Schlüsselloch und sah Sie allein im Bette liegen; da sich in diesem Augenblick Tritte näherten, zog ich mich zurück und wartete, bis der Fremde in seinem Zimmer war, und als ich nun nochmals durch's Schlüsselloch guckte, war Alles finster. Ich faßte ganz mechanisch den Griff der Thüre, und sie ging auf, und da dachte ich — nun, wenn eine junge Dame bei offner Thüre und im Finstern schläft, was sollte ich da anders denken — —

Als daß dies durchaus ein Beweis von der Leichtfertigkeit einer Dame und ihrem guten Willen sei, ein Attentat auf ihre nächtliche Ruhe hervorzurufen, zu begünstigen und gut zu heißen. Ist dem nicht so, mein Herr? Aber es freut mich — —

Nein, das dachte ich nicht, fiel der junge Mann ein, ich dachte, daß Sie sich ohne Gesellschaft befänden, und fand diese

Gelegenheit sehr günstig. Verzeihen Sie, daß ich, durch eine männliche Stimme überrascht, so schnell den Rückzug angetreten habe. Ich wollte nur den Skandal um Ihretwillen vermeiden.

Ich soll verzeihen, daß Sie sich zurückgezogen haben? fragte ich ganz erstaunt.

Ja, daß ich meine Probe so schlecht bestanden habe.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Hätten Sie nur nicht so laut gerufen, meine Dame, so würde der alte Cerberus nicht erwacht und die Sache dennoch ganz gut abgemacht worden sein.

Aber welche Sache, mein Herr?

Nun, die Probe.

Wie, Sie wollten Ihre Probe bestehen, indem Sie ungehindert bis zu meiner Schlafstätte drangen und Sie wieder verließen, da Sie Lärm hörten?

Ach, meine Liebe, hätte ich nur ahnen können, daß ich bleiben durfte, ohne Ihr Mißfallen zu erregen — —

Es ist Ihr Glück, mein Herr, daß Sie unbemerkt davon gekommen sind.

Sie geben also zu, daß es unter solchen Umständen nicht möglich war, die Probe zu bestehen?

Sie haben Sie in der That sehr jämmerlich bestanden, und ich muß meinem Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich wie ein Ehrenmann benommen hat. Er hat dadurch ungemein in meiner Achtung gewonnen. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so bitte ich Sie, dergleichen nächtliche Reisen in mein Schlafzimmer einzustellen. — Uebrigens vertraue ich mich von nun an ganz dem Schutze meines Freundes.

Der junge Mann schien mich gar nicht zu begreifen und

schüttelte den Kopf. Mein Freund trat jetzt zu uns heran und ich gab ihm meinen Arm, da wir uns die Stadt besehen wollten. Der Herr Marquis begleitete uns diesmal zur großen Freude meines Cicisbeo nicht, jedoch kamen wir darin überein, uns am Mittage an der Table d'hôte wieder zu treffen und das Nähere über unsere Abreise festzusetzen.

Der Marquis ist noch sehr jung, dachte ich, und er wird sich hoffentlich bessern. Ich werde mir seine Erziehung ein wenig angelegen sein lassen.

Hundertsiebenzehntes Kapitel.

Merkur's Gunst.

Das kleine Paris. — In und außer der Messe. — Die Eisenbahnen. — Poniatowski's Denkmal. — Eine Beschreibung Napoleon's. — Die Todtenmesse. — Das Leipziger Schlachtfeld.

Es ist in der That sehr merkwürdig, daß ein so kleiner winziger Ort — denn ich glaube ganz Leipzig kann bequem auf den Gensdarmenmarkt in Berlin stehen — der Stapelplatz der größten Messe der Welt werden konnte. Aber eben dieselbe Ursache, welche die Felder Leipzigs mit dem Blute zweier der furchtbarsten und entschiedensten Schlachten gedüngt hat, hat der Stadt diesen großen und beneidenswerthen Vortheil verschafft, ich meine die günstige Lage im Herzen Deutschlands und Europa's. Man kann ohne zu übertreiben behaupten, daß, wie in Petersburg die Menschen in der kolossalen Stadt und in den immensen Häuserreihen förmlich verschwinden, so verschwindet in Leipzig die Stadt in diesem ungeheuren Menschengewoge. Man sieht in der That weder Häuser noch Straßen, man merkt nicht den Umfang Leipzigs, es ist nicht möglich, einen Ueberblick über die Stadt von irgend einem Punkte aus zu gewinnen, sie erscheint unendlich vielmal größer, als sie wirklich ist,

denn man begegnet auf jedem Schritte irgend einem Hindernisse, welches uns zwingt, stehen zu bleiben oder auf einem Umwege auszuweichen, und dazu kommen die vielen Buden, welche Straßen in den Straßen, Städte in der Stadt bilden. Und ich glaube wohl, was mir mein Begleiter versicherte, Leipzig vor und nach der Messe gleiche sich nicht. In der Stadt, welche am Tage nach der Messe wie durch Zauber plötzlich kleiner und leerer wird, vermag man sich dann nicht mehr zurecht zu finden, wenn man sie nicht außer der Meßzeit schon gekannt hat. Ich habe aber noch niemals ein ergötzlicheres, heitereres Leben als hier gesehen. — Die öffentlichen Lokale sind alle überfüllt, aus jedem derselben ertönt uns fröhliches Geräusch, heitere Musik entgegen. Am Mittage ist ebenfalls in allen Gasthöfen, in allen Lokalen Musik. Wenn an irgend einem Orte, so müßte hier dem Gotte Merkur ein Tempel geweiht werden, denn nirgends streut er größeren Segen als in Leipzig aus. Diese Stadt führt durch ihre Messen ein höchst behagliches Leben. Sie verdient in der Meßzeit genug, um die übrige Zeit nichts thun zu dürfen, als diesen Verdienst zu verzehren. Daher sind auch die Leipziger ein muthwilliges, leichtsinniges, lebenslustiges Völkchen, das harmlos und sorgenlos in den Tag hineinlebt, denn die Messe bringt ihnen das Alles von selbst, was ihnen zum Leben nothwendig ist, und wenn ihre Taschen leer sind, schüttet Gott Merkur sein Füllhorn wieder aus. Ich glaube daher, daß des großen, deutschen Dichters Wort: Leipzig ist ein klein Paris, sich nur auf das Leipzig in der Meßzeit beziehen kann, denn es erschien mir damals wirklich als ein klein Paris, und ich bezog das „Klein" auf die Stadt, das „Paris" auf die Menschen. Uebrigens fangen die guten Leipziger doch an, ein wenig um ihre Zukunft besorgt zu sein. Sie sehen die Eisenbahnen, deren nicht

weniger als drei oder vier in Leipzig münden, mit argwöhnischen, ungünstigen Blicken an. Die Eisenbahnen, sagen sie, entführen ihnen die Fremden eben so schnell, als sie diese ihnen zuführen, es bleibe nichts Rechtes mehr in der Stadt sitzen, mit einem Wort, es zeigt sich hier dieselbe Mißstimmung gegen die Eisenbahnen, wie überall, und dies beweist es genugsam, wie tief die Eisenbahnen in das Leben der Menschen eingreifen und alle Verhältnisse umkehren. Die Eisenbahnen sind in unserer Zeit das, was die Erfindung der Buchdruckerkunst dem funfzehnten Jahrhundert ist, sie bereiten einen völligen Umschwung im socialen und commerciellen Leben vor. Das alte Leben paßt zu den Eisenbahnen nicht und wird von der gewaltigen Dampfkraft überflügelt oder zermalmt. Jedenfalls wird durch sie die Herrschaft des Gedankens vorbereitet und die des Säbels beseitigt werden.

An letzteren erinnern übrigens in diesem kleinen Leipzig sehr viele Dinge. In einem Garten sahen wir das Denkmal des polnischen Generals, des tapfern Poniatowski, welcher in der Elster seinen Tod fand. Dieser Tod in dem kleinen Gewässer, welches kaum ein Graben genannt werden kann, erscheint sehr verhängnißvoll. Es wurde mir unheimlich zu Muthe, als ein alter Mann, welcher uns dieses Denkmal zeigte, von den Tagen der Schlacht bei Leipzig erzählte. Damals, sagte er, war hier auch eine große Messe, eine Todtenmesse, da hätten Sie es sehen sollen, wie die Leichen zu Haufen in den Straßen lagen. Ach, und wären es nur Leichen gewesen, aber wie viele Halbtodte und Sterbende befanden sich unter diesen Haufen, und ich habe die vollkommene Ueberzeugung, daß Mancher, der noch lebte und athmete, mit in die Grube gescharrt wurde. Damals habe ich es recht begriffen, wie leicht der Mensch zum Thiere werden kann und dann seines Gleichen

auch wie das Vieh behandelt. Giebt es wohl eine größere Gotteslästerung, als solche Kriegsbrutalität, und dürfen die Menschen die Unsterblichkeit einer Seele in Anspruch nehmen, dürfen sie irgend etwas in sich für göttlich und der Ewigkeit würdig erachten, die mit Wesen ihres eigenen Geschlechtes so verächtlich umgehen? — O, ich habe Gräuelthaten gesehen, und ich glaube wohl, daß dem kleinen Manne im grauen Rocke und mit dem kleinen Hute das Herz geblutet haben muß, als er seine Franzosen wie das Vieh daliegen sah, ohne sich mit dem Bewußtsein einer gewonnenen Schlacht trösten zu können. Ich werde niemals vergessen, fuhr der beredte Alte in einem Zuge fort, ich werde niemals den Blick und das Gesicht des Kaisers vergessen.

Und wie fanden Sie den Kaiser? fragte ich ihn.

Er erschien mir wie ein lebendiges Denkmal, ja wie das Standbild eines Cäsars, welches plötzlich lebendig geworden war. Hätte ich niemals etwas von Napoleon vernommen, sondern ihn nur so inmitten seiner glänzenden Umgebung gesehen, ich würde es herausgefühlt haben, daß er ein großer Mann sein muß.

Von der Sternwarte aus übersah ich die unermeßlichen Ebenen, welche in der Geschichte eine so große Rolle gespielt haben. Hier begann Napoleon das blutige Würfelspiel um die ihm schon aus den Händen gleitende Weltherrschaft. Wie dieser Feldherr mit Einem Schlage Monarchien gewann, so verlor er fast mit Einem Schlage alle seine Eroberungen wieder. — Er war der große Lehrmeister seiner Zeit geworden und hatte nur gesiegt, um seinen Gegnern das Geheimniß seiner Siege zu offenbaren. An seinem großen, universellen Geiste hatte sich das Krämer- und Bagatellen-Europa zu großen Ideen emporgearbeitet. Eine große Idee machte die Re-

volution siegreich, dieselbe Idee legte sie doch endlich gefesselt zu Füßen des früher von ihr überwundenen Europa's. Napoleon brachte die Revolution keinesweges zum Abschluß, er setzte sie unter anderem Namen fort, erst die Restauration brachte sie oder wollte sie wirklich zum Abschluß bringen, aber es ist ihr nicht gelungen, es ist ihr noch heute nicht gelungen, denn das Leben ist in der Gegenwart nichts Anderes als Revolution, als die Gährung eines neuen socialen Geistes, den die Gewissenlosen und Egoisten allein zu ihrem Nutzen auszubeuten, die Schwachen zu beseitigen, die Starken zu tödten trachten. Es ist nur ein Heil gegen diesen revolutionären Geist — — —

Ich glaube, so viele Häuser in Leipzig stehen, so viele historische Monumente giebt es, denn jedes Haus scheint selbst ein solches zu sein. Sie sehen wenigstens so aus, als könnten sie recht viel aus alter Zeit erzählen. Ich habe mir indessen nur von einem etwas erzählen lassen, nämlich von Auerbach's Keller. Wir frühstückten daselbst, und ich hatte Muße genug, mir diesen klassischen Keller anzusehen, dessen Ruf bei Weitem größer ist, als er selbst. Nun, der Teufel mag wohl Platz darin gehabt haben, und eben so ein Dutzend Gäste, mehr aber nicht. Das Sprüchwort, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, ist hier völlig ignorirt, denn er ist wirklich leibhaftig an die Wand gemalt und hat ein krebsrothes Kostüm. Der Kellner brachte mir ein Buch, eine alte Chronik, in welcher er das Blatt, welches die famose Spukgeschichte enthielt, schon aufgeschlagen hatte. Gar Viele müssen dieses Blatt schon gelesen haben, denn es sah sehr vergriffen aus, die Ecke fehlte schon ganz und gar. Da konnte ich denn die ganze fürchterliche Historie lesen, wie der Teufel auf dem Fasse zum Fenster hinausgeritten ist. Es gehört allerdings viel

Phantasie dazu, dies glaubwürdig zu finden. — Uebrigens beeilte ich mich, aus diesem Keller wieder herauszukommen, denn es kam mir darin „sehr schwül und dumpfig“ vor, ob durch die Nähe des Teufels, oder ob dieser darin eine so üble Atmosphäre zurückgelassen hat, oder ob endlich der Keller doch gar zu tief liegt und wenig frische Luft hineinbringen läßt, das weiß ich nicht zu sagen. Ich athmete aber wieder freier, als ich draußen war.

Auf dem Wege nach dem Hotel trafen wir unsern Franzosen, mit dem wir nun zurückkehrten und Anstalten zur Abreise trafen, da wir mit dem Mittagszuge nach Dresden wollten. Damit waren wir denn auch sehr bald in Ordnung und eine Stunde später flogen wir auf dem feurigen Dampfrosse nach der sächsischen Residenz.

Hundertachtzehntes Kapitel.

Dresden.

August II. — Das grüne Gewölbe. — Das Richtschwert. — Pillnitz, Napoleons Geburtsort. — Die sächsische Schweiz. — Der Königsstein. — Abschied von Dresden.

Ich war von Berlin aus mit sehr guten Empfehlungen an mehrere einflußreiche Personen in Dresden versehen, und sehr bald hatte ich die Ehre, vor dem Hofe aufzutreten. Mein Aufenthalt in Dresden währte indessen nur kurze Zeit, denn ich muß sagen, daß es mich drängte, nach so langer Abwesenheit mein Vaterland Spanien wieder zu sehen. Ja wahrlich, unser Geschick ist oft sonderbaren Zufällen unterworfen. Gerade in diesem Lande, das ich jetzt zum großen Theil wie im Fluge durchreiste, welches, ich gestehe es, für mich bis jetzt kein besonders günstiges Terrain war, in welchem ich mehr als Frau, denn als Künstlerin Triumphe feierte, sollte mir wenige Jahre später ein Glück erblühen, welches der Glanzpunkt meines Lebens war, welches mich an die Stufen eines glänzenden Thrones brachte, und das noch jetzt wie ein Mährchen, wie ein schönes reizendes Gedicht in meinen Erinnerungen nachlebt. Hätte ich damals ahnen können, was mir in Deutschland bevorstand,

h würde diesem Lande eine größere Aufmerksamkeit geschenkt
aben, ich würde mir mehr Mühe gegeben haben, ein Volk
ennen zu lernen, das von seinen Fürsten wahrhaft geliebt und
äterlich regiert wird. Ich weiß nicht, welch eine Ahnung in
iir lebte, welch ein schöner Traum von einer glänzenden Zu-
unft mich umgaukelte, der mich fort und fort von einem Lande
i's andere trieb, bis ich die Stätte gefunden hatte, wo sich
iese Ahnung dennoch erfüllen, dieser Traum dennoch verwirk-
chen sollte. Damals war es mir immer, als sollte mich die-
es geahnte Glück in meinem Vaterlande Spanien erreichen,
ls müßte hier in meinem Schicksale eine sonderbare und
lückliche Wendung eintreten, und ich eilte diesem schönen Lande
u, um mir dieses Glück zu holen. Ich werde also den Zeit-
aum, welchen ich noch in den verschiedenen deutschen Städten
erlebte, nur flüchtig berühren, und schnell der Zeit zueilen,
a ich an der Seite eines Königs die schönsten, reinsten und
lücklichsten Tage meines wechselvollen Lebens verbrachte.

Nicht leicht hat mich eine Stadt so überrascht wie Dres-
en. Ich wußte ja doch, daß die Stadt die Residenz eines
leinen Königreichs sei, aber wenn man von diesem König-
eiche nur die Residenz sieht, bekömmt man eine sehr große
Meinung von ihm. Dieser Stadt sieht man es auf den ersten
Augenblick an, daß sie ein Alterthum hat. Aber in seiner gan-
en Pracht erscheint Dresden erst dann, wenn man seine
paradiesische Umgebung kennt und dann weiß, daß die sächsi-
sche Residenz wie eine Perle im Golde sitzt.

Die Elbbrücke gewährt ein köstliches Panorama, und ich
hätte mich gern hier öfter verweilt, aber die deutsche Grob-
heit verleidete mir den Genuß. Man darf nämlich nur an
iner bestimmten Seite der Brücke, rechts oder links, ein- und
usgehen, so daß die sich Begegnenden immer an verschiedenen

Seiten gehen. Man kann als Fremder eine solche Sitte natürlich nicht errathen, und da man mir auf eine etwas unhöfliche Weise eine andere Seite aufdrängen wollte, als die, auf welcher ich zufällig ging, und ich gegen eine solche Despotie protestirte, wäre es mir beinahe so ergangen wie im Potsdamer Schloßgarten.

Dresdens Reichthum an Kunstschätzen hat mich ebenfalls überrascht, und ich habe nur eine deutsche Stadt gefunden, die sich mit Dresden in dieser Beziehung messen kann, nämlich München. Der größte Fürst des sächsischen Volkes scheint August II. zu sein. Seine riesige Reiterstatue, die sich mit der des Churfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin und selbst der Peters des Großen in Petersburg messen kann, steht bei der Linden-Allee, einer der schönsten Straßen Dresdens. Dieser Fürst soll ein sehr üppiges Leben geführt und zu den galantesten Fürsten seiner Zeit gehört haben. Man weiß auch in Berlin viel von seinem Besuche am Hofe Friedrich Wilhelm I. zu erzählen, welcher ihm dann mit seinem damals noch kleinen Sohne Friedrich dem Großen einen Gegenbesuch in Dresden abstattete. Diesem Letztern soll es dort sehr gut gefallen haben, aber der Vater beeilte sich ihn diesem üppigen Hofleben wieder zu entführen. Man zeigt verschiedene Dinge, welche von der riesigen Körperstärke dieses Fürsten zeugen, so ein Pferdehufeisen, welches er mit der Hand, wie eine Semmel, entzwei gebrochen haben soll. Der Schmied, welchem dieses Kunststück, das mit den Worten „schlecht Eisen" ausgeführt worden war, ärgerte, machte nun ein stärkeres, an welchem der Churfürst vergebens seine Kraft erprobte. Zufrieden gab er dem Schmied einen Thaler. Der aber rächte sich vortrefflich für sein „zerbrochenes Eisen" und brach den Thaler mit den Worten „schlecht Geld" mitten entzwei. Ein Goldstück,

welches er nun erhielt, widerstand seiner Kraft, und so war auch er befriedigt.

Von dem prächtigen Schatze des sächsischen Königshauses, welcher allein vielleicht das ganze Königreich aufwiegt, will ich nicht sprechen. Ich meine das grüne Gewölbe. Man glaubt sich hier urplötzlich in den unterirdischen Wunderpalast einer mächtigen Fee versetzt. Alle diese Schätze kamen mir wie verzaubert vor, und ich selbst war wie bezaubert von dem Anblicke. Auf welche Weise so kleine Fürsten so große Schätze aufhäufen konnten, ist mir ein Räthsel. Viel Schweiß der Unterthanen scheint eben nicht daran zu haften, sonst würden die Sachsen sich nicht so viel auf ihr grünes Gewölbe zu Gute thun und es allen Fremden anpreisen, und der König würde es nicht so leicht den Blicken des Volkes preisgeben.

Fast eben so viel Vergnügen, als der Anblick des grünen Gewölbes, gewährte mir die Rüstkammer. Die Rüstkammern gewähren dem denkenden Beobachter eben so viel Interesse, als die Tempel der Kunst. Sie bilden gewissermaßen die Folie zu diesen. Nicht ohne zu erschaudern sah ich ein Richtschwert, mit dem nicht weniger als 1400 Köpfe abgeschlagen worden sind. Der Scharfrichter, welcher mit diesem Schwerte 100 Köpfe fällte, erhielt als Lohn dieser Henkertapferkeit — den Doctorhut. Dies Schwert hat namentlich gegen die Ketzer gewüthet, es enthält die Inschrift: Cave Calviniane! Hüte Dich Calvinianer!

Dresden ist reich an Palästen; besonders sehenswerth ist der Japanische, welcher eine Sammlung von kostbarem Porcellain enthält, welches bekanntlich in Sachsen sehr vollkommen fabricirt wird. Er enthält auch eine Antikensammlung, in welcher sich die ersten ausgegrabenen Kunstschätze des verschütteten Herkulanum befinden. Es wird mir ganz eigenthümlich

zu Muthe, wenn ich dergleichen Statuen sehe, welche aus dem Grunde dieser verschütteten Stadt hervorgeholt sind. Man kann sich unmöglich eine größere Tragödie denken, als die plötzliche Begrabung einer volkreichen Stadt, als dieses plötzliche Verschwinden von tausenden von Gebäuden, mit allem Leben darin. Wie viele Possen und wie viel Herzweh, wie viele Sorgen und wie viel Wonne, wie viel Hoffnung und Verzweiflung mag hier das furchtbare Geschick mit Einem Schlage mitten durchgehauen und mit der glühenden Lawa überschüttet haben? —

Eben so merkwürdig wie der Untergang ist die Wiederauffindung dieser Stadt. Ist das nicht eine merkwürdige Erbschaft, die der göttliche Fiskus achtzehn Jahrhunderte verwaltete und dann ehrlich wieder auslieferte, und sicher auch an die rechten Erben, — welche nicht einmal wußten, daß die kostbare Erbschaft für sie dalag? Wer weiß übrigens, ob nicht, wie diese Stadt, schon einmal eine ganze Welt begraben worden ist, und auch einmal wieder begraben werden wird, wie sich denn die Sage vom Untergange der Welt und der Sündfluth bei allen Völkern findet. Luft, Feuer und Wasser, diese drei riesigen Elemente, von welchen die Erde beständig bedroht ist, sind keine schwachen Gegner derselben, und bei einer Alliance dieser drei Weltreiche könnte es ihnen so leicht werden, die Erde zu verschlingen, wie es einem Knaben leicht wird, sein Butterbrod zu verzehren. Aber freilich — wofür haben wir denn den Regenbogen am Himmel, der uns beständig verkündet, daß in der Welt die Elemente noch in Frieden miteinander leben, und das — Europäische hätte ich bald gesagt — aber ich meine Weltgleichgewicht, noch nicht gestört ist.

Daß ich von Dresden aus einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz machte, versteht sich von selbst. Gewissermaßen

am Eingange derselben steht das berühmte, man könnte auch sagen das berüchtigte Pillnitz. Hier wurde bekanntlich die erste Alliance gegen die französische Revolution geschlossen, welche sie triumphiren machte; und Napoleon soll bei seinem Aufenthalte an diesem Orte gesagt haben: Hier bin ich geboren! — Gewiß ein merkwürdiges Wort: die ganze französische Revolution, das ganze Kaiserreich, der ganze Napoleon liegt darin.

Die sächsische Schweiz, obwohl sie nur eine schwache Copie der Schweiz ist, belohnt dennoch mit ihren mannigfachen Reizen, und läßt keine Reue über die Reise dahin aufkommen. Hier ist Alles Poesie, die Wirklichkeit sowohl als auch die Sagenwelt, welche bei jedem Steine auftaucht. Wie reich begabte Menschen, so sind auch reich begabte Gegenden voller poetischer Adern. Vor Allem interessirte mich der Königsstein, diese berühmte Bergveste, nach welcher sich auch in dem letzten Dresdner Aufstande, der durch die Preußen erstickt wurde, der König mit den Schätzen des grünen Gewölbes geflüchtet hatte. —

Diese Festung soll die Burg eines der furchtbarsten Raubritter gewesen sein, dessen Geschlecht noch jetzt in Preußen blüht. Es ist die pommersche Grafenfamilie der Dohna. Diese Familie gerieth mit einem andern deutschen Fürsten in einen Zwist, welcher mit ihrer Unterwerfung endete. Den Anlaß soll ein — weiblicher Busen gegeben haben. — Der Fürst, welcher den Sieg behielt, tanzte nämlich auf einem Feste mit der Gemahlin des Ritters von Dohna. Im Feuer des Tanzes löste sich die Halskrause, der schöne Busen der Rittersfrau wurde sichtbar, und der Fürst konnte diesem Anblick nicht widerstehen und küßte ihn. Nun entbrannte die Fehde. Der kühne Fürst eroberte die Veste, die später in ein Kloster um-

gewandelt wurde, dann aber nach der Reformation ihre jetzige Bestimmung erhielt. Sie ist Veste, Gefängniß und eine sichere Zuflucht für die königliche Familie und den Schatz in Zeiten der Gefahr.

Auch diese Veste weiß von einem Goldmacher zu erzählen, der hier, weil seine Kunst nicht Stich hielt, gefangen gesetzt wurde, sich aber glücklich von der Veste hinabließ. Leider aber vergaß er es, sich zuvor seiner rothseidenen Strümpfe mit den silbernen Zwickeln zu entledigen, welche Tracht der eines angehenden Predigers, für den er sich ausgab, nicht entsprach. So wurde er erkannt und wieder zurückgebracht. Ob man ihn, wie in Berlin, gehängt oder geköpft oder gerädert hat, hat man mir nicht sagen können.

Einige Stunden von Dresden zeigte man mir auch das Denkmal einer berühmten Schauspielerin*). Im siebenjährigen Kriege, als Friedrich der Große die Stadt, in welcher er ehemals als Gast so gut aufgenommen worden war, mit ungeheuren Bomben begrüßte und fast ganz einäscherte, flüchtete sie sich hierher und starb in großer Dürftigkeit. Aber die Bewohner wollten keine Schauspielerin auf ihrem Gottesacker ruhen lassen! Ob sich die guten Leute wohl dachten, daß der liebe Gott die Schauspieler auch von der Auferstehung ausschließen würde?

Aus dieser kleinen Reise brachte ich sehr angenehme Erinnerungen, welche noch jetzt mit zu den freundlichsten meines Lebens gehören, nach Dresden zurück. Trotz der vorgerückten Jahreszeit war das Wetter doch noch sehr günstig, aber sobald ich wieder in Dresden war, trat ein sehr unangenehmes Regenwetter ein, und da hatte ich denn Muße genug, mir die

---

*) Die Neuberin?

Theater anzusehen, welche ich überall so sehr rühmen hörte. Man sagte mir, daß sie besser als die Berliner wären. Ich muß gestehen, daß ich dieses für ein nur sehr zweideutiges Lob hielt, denn das Berliner Theater ist für Berlin keineswegs zu gut. Von dem königlichen Theater kann man sagen, daß es keinen Charakter hat, es ist weder volksthümlich, noch antik, weder das Schauspiel, das Trauerspiel, noch das Lustspiel und die Posse treten hier in vollendeter Darstellung hervor.

Es knüpfen sich aber dennoch große Namen an das Berliner Theater, welche nicht allein in Berlin mit Ehren genannt werden, sondern auch in ganz Deutschland. Da ist vor allen Dingen Seydelmann, an dem die Berliner mit einer wahren Pietät hängen. Dieser große Künstler soll aber nicht ohne große Kämpfe bei den Berlinern zu seiner verdienten Anerkennung gelangt sein. Es ging ihm ein großer Ruf vorher, aber der Berliner wollte selbst seine Kritik üben und mit dem Künstler von vorne beginnen. Zudem soll er eine ungeheure Aufregung in der Berliner Recensentenwelt hervorgerufen und diese Theatertyrannen durch sein sicheres Auftreten, das ihn nicht erst um ihre Gunst buhlen ließ, sehr erbittert haben.

Das Publikum blieb bei seinem ersten Auftreten sehr kalt. Dem großen Ruf, welcher von der Stuttgarter Hofbühne dem Künstler vorausgegangen war, entsprach nicht seine Erscheinung. Man fragte sich, worin denn eigentlich bei diesem Manne die große Künstlerschaft bestehe? und begann den Gast, da die andern heimischen Schauspieler das Stück sehr gut darstellten, schon gänzlich zu übersehen, und ihn nach den ersten Akten zu vergessen. Da erschien er im vierten Akte mit einem Male wieder und erregte nun solchen Enthusiasmus, einen solchen stürmischen Beifall, daß das Publikum fast außer sich wurde. —

Nun verstummten die kleinen Schmutzblätter, welche zuvor nicht Galle genug über diesen genialen Künstler ausschütten konnten, sie schwiegen aus Schaam, während andere würdigere dem Künstler das Lob spendeten, das er durch sein besonnenes, ruhiges, charaktervolles Spiel in hohem Grade verdiente.

Dennoch hatte er lange Zeit, als er nach Berlin übersiedelte, mit aller Art gemeiner, niedriger Intriguen zu kämpfen. Denn es fehlt auch in Berlin, wie nirgends, an Leuten, die jedes sie überragende Talent mit Neid und Mißgunst betrachten und Alles aufbieten, ihm Feindschaft zu erregen.

Was das Berliner Publikum anbetrifft, so fehlt es in dieser belebten Residenzstadt gewiß nicht an Leuten, welche Künstler nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen verstehen, aber gleichwohl bleibt es wahr, was Alexander von Humboldt von diesem Berliner Publikum gesagt haben soll:

Die Berliner sitzen im Theater, nicht um sich an dem Spiel der Schauspieler zu ergötzen, sondern als gälte es einen Mord zu richten.

Den Berlinern fehlt die Gutmüthigkeit, die selbst da noch nöthig ist, wo das Verdienst keine Nachsicht, sondern nur Gerechtigkeit in Anspruch nimmt. Sie sind leicht enthusiasmirt, wenn sie einmal die Laune haben, sich so weit gehen zu lassen, aber sie sind zu eingebildet auf ihren Berliner Ursprung, und opfern der Sucht, geistreich zu erscheinen, ihr gesundes Urtheil und ihre Besonnenheit.

In Dresden habe ich es allerdings nicht viel anders gefunden. Dresden hatte damals einen großen Dramaturgen, dessen Ruf in Deutschland bis jetzt unerreicht geblieben ist, ich meine Tieck, aber dieser Herr scheint mit dem Publikum eben nicht besonders zu sympathisiren, und dieses nicht mit ihm.

Im Uebrigen ist die Dresdener Hofbühne eine der glänzendst ausgestatteten in Deutschland, wie denn überhaupt diese Stadt, wie ich schon gesagt habe, mehr als die Residenz eines großen, mächtigen Königreiches, als eines so kleinen Staates, wie der sächsische, erscheint.

Ich hätte mich sehr gern dort länger verweilt, aber meine Freunde drängten weiter, namentlich wollte der junge Marquis sobald als möglich Italien erreichen, ich selbst brannte vor Begierde dieses irdische Paradies kennen zu lernen, und so brachen wir von Dresden auf, nicht ohne eine Menge schöner und poetischer Eindrücke mit hinweg zu nehmen.

Hundertneunzehntes Kapitel.

Nach Prag.

Ein angenehmer Reisegefährte. — Das schwimmende Theater. — Der abgeschnittene Kopf. — Der Ehemann als Hahn.

Mit einem Dresdener Schauspieler fuhren wir nach Prag. Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr, er war schon ziemlich bejahrt, aber ein ausgezeichneter Komiker. Er unterhielt uns während der ganzen Reise mit ausgezeichneten Theatergeschichtchen, von denen ich hier einige der originellsten mittheilen will.

Vor einigen Jahren wollte eine wandernde Schauspielertruppe in einem Dorfe an der Donau auf einem Floß „Robert der Teufel" aufführen. — Die Zuschauer standen am Ufer und warteten gespannt auf das Aufziehen des Vorhanges. Das Personal war schon sämmtlich auf dem Floß versammelt, welches mit einem Taue am Ufer sehr wohl befestigt war. Der Direktor der Truppe saß am Ufer und nahm das Geld in Empfang. Nachdem er eine schon ziemlich volle Kasse hatte, wollte er sich überzeugen, ob auch Alles zum Anfange bereit sei, nahm seine Kasse unter den Arm, bestieg das Floß und verschwand hinter dem Vorhange. Diese günstige Gelegenheit wollte ein

Spaßvogel nicht unbenutzt vorübergehen lassen, er zerschnitt unbemerkt das Tau, und mit Erstaunen sah das Publikum das ganze Theater stromabwärts schwimmen. Jedoch war es der Meinung, daß dieses so sein müsse und sah mit Spannung und Ergötzen diesem Schauspiele zu. Die Schauspieler waren weit entfernt, diese sanfte Bewegung zu merken, sie waren mit ihren Rollen und ihrem Kostüm gar zu sehr beschäftigt. Endlich ist Alles ganz vortrefflich geordnet, der Director giebt das Zeichen und der Vorhang erhebt sich. Wie erstaunt und überrascht waren nun Alle, kein Publikum vor sich zu sehen und eine ganz andere, unbekannte Gegend zu erblicken. Sie waren nämlich, ziemlich weit entfernt vom Dorfe, auf den Sand gerathen. Nun hatte die Künstlergesellschaft nicht wenig Mühe, sich wieder stromaufwärts zu bugsiren, denn das Publikum bezeigte keine Lust, dem Theater nachzulaufen.

Eine kleine ambulante Theatergesellschaft, welche ein speculativer und geschickter Theaterdirector leitete, kam einst nach Chalons, einer kleinen Stadt in Frankreich, die zwar sehr empfänglich ist, aber gar wenig Geschmack in Bezug auf das Theaterwesen hat. Der Director versuchte es, hier mit einem Vaudeville des Palais-Royal-Theaters sein Glück zu machen, und um das Publikum anzulocken, verkündete er seine Vorstellung auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten:

Außerordentliche und erste Vorstellung

von

Judith und Holofernes,

ein gar köstliches Spektakelstück, das auf dem berühmten Theater des Palais-Royal mit einem ungeheuren, unerhörten und noch nie dagewesenen Beifall gegeben worden ist. Um dem so kunstsinnigen und aufgeklärten

Publikum zu beweisen, wie sehr er Alles aufbieten wird, es zu befriedigen, hat der Director vom Autor dieses großen Werkes eine neue Ver- und Entwickelung darin anbringen lassen, welche Alles übertrifft, was in diesem Genre bisher geleistet worden ist. Der Director will der Erwartung des Publikums nicht vorgreifen, und bemerkt hier nur, daß er mit einem seiner Figuranten ein besonderes Arrangement getroffen hat, so daß die schöne Judith nunmehr im Stande sein wird, den Kopf des schändlichen und niederträchtigen Holofernes

wirklich abzuschneiden,

und daß dieser

frisch abgeschnittene Kopf

dem Publikum auf einem Barbierbecken höflichst herumgezeigt werden soll.

Zu dieser Anzeige wurde noch folgende Bemerkung hinzugefügt:

Ein verehrtes Publikum wird sich leicht vorstellen können, mit welchen Kosten die Aufführung eines so außerordentlichen Stückes verknüpft ist, und daß nur durch eine Erhöhung der Plätze der große Kostenaufwand einigermaßen zu decken ist.

Nun folgten die Preise der Plätze.

Trotz dieser Erhöhung strömte die ganze Stadt in das Theater und die Einnahme stieg zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe.

Die Ungeduld des Publikums war aber so groß, daß es vom Stücke gar nichts hören und sehen wollte, und sobald der Vorhang aufgezogen wurde, erschallte es von allen Seiten: den Schluß! den Schluß! die Entwickelung! die Hinrichtung! den Kopf! den Kopf! —

Als der Director das ungeheure Verlangen nach dem Kopfe sah, war er sehr wohl zufrieden und ließ sich den seinen nicht nehmen. Der Vorhang fiel, gehorsam dem Publikum, und es vergingen nur ein paar Minuten, da wurde er wieder aufgezogen. Alles athmete tief auf, ein tiefes Schweigen trat plötzlich ein, in fieberhafter Spannung blickte das mordlustige, blutdürstige Publikum auf die Bühne hin. Holofernes saß schlummernd auf einem Lehnstuhle, Judith nahete sich mit einem ungeheuren Kavalleriesäbel ganz leise auf den Zehenspitzen dem schlafenden Tyranneu. Sie holt weit aus, führt ihren Hieb mit sicherer Entschlossenheit und der Kopf fällt wirklich in einen Sack, den der Komiker der Truppe bereit hält, während das Blut bis an die Decke spritzt. Es war Alles sehr gut und durchaus natürlich von Statten gegangen, das Publikum war starr vor Staunen, aber eine große Hauptsache war noch zu thun. Noch lag der Kopf nicht in der Barbierschüssel.

Aber auch zu diesem erstaunenswürdigen Akt schreitet man jetzt ohne Aufenthalt.

Der Komiker geht ein paar Mal um den mit einem gelben Teppich behängten Tisch herum, dann tritt er etwas zurück, und siehe da, der Kopf lag wirklich in der Schüssel! Er hatte auch in der That eine Leichenfarbe und einen starren Blick, kurz, es war ein sehr natürlicher Todtenkopf, und das Publikum schauderte.

Aber plötzlich beginnen die Muskeln des Gesichts sich zusammenzuziehen, die Augen schließen sich, und der Kopf niest, wie ein homerischer Held. Ein allgemeines Erstaunen erhebt sich, der Kopf niest und niest immerzu, endlich verschwindet er von der Schüssel, und man sieht jetzt, daß dieser abgeschnittene Todtenkopf noch mit einem Halse, einem Rumpfe, kurz, mit

einem ganzen Menschen zusammenhängt, der jetzt vor das Publikum tritt und also spricht:

Ich bitte ein hochverehrtes Publikum ganz ergebenst, es zu entschuldigen, daß ich meinen Kopf wieder aufgesetzt habe, aber ich konnte es nicht länger aushalten. Ein anderer Figurant, der darüber, daß ich und nicht er den Kopf spielen sollte, aufgebracht und neidisch war, hat sich den Spaß gemacht, mir seinen Taback auf die Bartschüssel zu streuen. Da ich aber durchaus niemals schnupfe, ist er mir in die Nase gestiegen. Zweifeln Sie jedoch nicht, hochzuverehrende Anwesende, daß ich stets Alles aufbieten werde, Ihren Beifall zu erwerben.

Ein unauslöschliches Gelächter und Bravorufen folgte diesen Worten, während der Figurant mit einer dreifachen Verbeugung, den ausgestopften Holofernes und den Topf mit rother Farbe unter dem Arm, die Bühne verließ und den Vorhang fallen ließ.

Dieses Kopfabschneidestück soll noch oft ganz in derselben Art der ersten Darstellung aufgeführt worden sein. Selbst das Niesen durfte nicht fehlen, uud der Director war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden.

Der berühmte Mime Mazurier, welcher sehr jung gestorben ist, zeigte den Parisern zuerst den Jocko, den Polichinell und noch vieles Andere dieser Art. Er brachte die Einnahme des Theaters der Porte St. Martin auf eine enorme Höhe und war der Liebling des Publikums.

Nachdem Mazurier seinem Jocko das Leben gegeben hatte, war Jemand auf den Einfall gekommen, die Hahnenkämpfe in einem Vaudeville auf's Theater zu bringen, und der Mime Mazurier sollte den Hahn vorstellen. Mazurier war über diese neue Rolle hoch erfreut, und arbeitete mit Eifer daran, sie einzustudiren.

Er bestellte bei dem geschicktesten Künstler ein Hahnenkostüm mit beweglichen Federn, beweglichen Augen und Sporen. Er stand vor Tagesanbruch auf und studirte in den Hühnerhöfen der Umgegend sein Original. So wie er früher durch ein ähnliches Studium zum Affen geworden war, so verließen ihn jetzt wieder mehr und mehr seine menschlichen Gewohnheiten, um dem Federvieh möglichst verwandt und ähnlich zu werden. Er hatte sich zu gleicher Zeit einen Gegner aus dem wirklichen Hahnengeschlecht abgerichtet, um mit diesem den Hahnenkampf zu bestehen. Das Publikum erwartete voll Spannung und Ungeduld die Aufführung, und freute sich schon im Voraus auf den Genuß, den ihm sein Liebling bereiten würde. Da aber trat Mazurier's Gattin dazwischen und machte alle diese Hoffnungen zu Schanden. Eines schönen Morgens stand sie mit ihrem Manne zugleich auf und folgte ihm heimlich nach dem Hühnerhof, wo er seine Studien machte. Als sie so plötzlich ihren Mann sich in einen Hahn verwandeln sah, gerieth sie in den heftigsten Zorn, und rief in heftiger Entrüstung:

Ich glaubte, einen Mann geheirathet zu haben, wenigstens besagten dies Deine Papiere, aber ich bin auf das Scheußlichste betrogen worden. Ueber den Affen habe ich mich hinweggesetzt, aber ich leide es nicht, daß Du nun auch noch zu einem Hahne wirst. Wer bürgt mir dafür, daß Du nicht übermorgen ein Puter und noch etwas Aergeres werden kannst?

Mit diesem Veto verband sie die Anzeige, daß sie Mutter zu werden hoffe, und daß es dem Kinde die größte Gefahr bringen könne, wenn sie mit einem Manne auf dem Hühnerhofe leben müsse. Vergebens bemühte sich Mazurier dieses unerwartete Hinderniß zu beseitigen, vergebens versuchte er mit Thränen in den Augen seine Frau von ihren sonderbaren An-

sichten zu befreien, er mußte seinem schönsten Triumphe voll Verzweiflung entsagen, denn er zitterte bei dem Gedanken, einen gefiederten Sprößling zu erhalten. Die Proben, welche Mazurier als Hahn abgelegt hat, sollen alle Erwartungen übertroffen haben.

Was würde aus Mazurier's Ruhm geworden sein, wenn seine Frau bei seiner Affenrolle eben so unerbittlich gewesen wäre? —

Der große Voltaire hatte seine Zaire vollendet und aufführen lassen.

Schon sechsmal war sie zur Darstellung gekommen und bei jeder Darstellung in der Gunst des Publikums gestiegen. Aber dennoch konnte es der Dichter nicht unterlassen, immerfort Verbesserungen zu machen, welche den Darstellern des Stückes sehr lästig wurden. Sie waren dieser Veränderungen auch bald so überdrüssig, daß sie erklärten, Zaire sei jetzt unverbesserlich. Es half dem Dichter nun nichts mehr, daß er versicherte, er wolle nun die letzten Correcturen machen, die Schauspieler blieben unerbittlich.

Am hartnäckigsten widersetzte sich Dufresne, der den Orosmann spielte.

Voltaire, der aber keine Ruhe hatte, bis er noch einmal verbessern konnte, fand endlich ein Auskunftsmittel, um zum Ziele zu gelangen.

Dufresne gab ein großes Mittagsmahl. Plötzlich erscheint eine ungeheure Pastete auf dem Tische. Der Gastgeber ist sehr überrascht, als man ihm mittheilt, daß Herr von Voltaire sie schicke. Die Gäste theilen die Ueberraschung, und wünschen nur, daß der Inhalt der Pastete einen eben so guten Geschmack verrathe, als die Werke des Autors. Dufresne bewaffnet sich

mit einem Messer und hebt die Blätterkrone der Pastete ab, und man erblickt — neun Rebhühner in Trüffeln, von denen jedes ein kleines Blättchen Papier im Schnabel hält, auf welchen der unverbesserliche Voltaire seine Verbesserungen der Zaire niedergeschrieben hatte. Alles ist enthusiasmirt, einer so feinen Bitte konnte man nicht mehr widerstehen, man nahm die Verbesserungen noch an, kam aber zugleich darüber überein, daß die jetzige Veränderung nun auch die allerletzte bleiben sollte.

So kam denn die Zaire auf die Nachwelt.

Dieser angenehme Reisegesellschafter war unermüdlich in seinen Mittheilungen aus der Theaterwelt. Ich lernte durch ihn so manche Persönlichkeiten, so manche Verhältnisse kennen, welche mir bis jetzt unbekannt waren und mir ohne diese Mittheilung vielleicht auch unbekannt geblieben sein würden. Wir waren noch im vollen Zuge, als einer unserer Reisegefährten uns aufmerksam machte, daß wir die österreichische Grenze erreicht hätten. Passen Sie auf, sagte er, gleich werden Sie österreichische Steuerbeamten kennen lernen. Sie müssen sie beobachten, denn es ist ein interessanter Menschenschlag.

Ich fand indessen diesen Menschenschlag durchaus nicht so interessant als neugierig. Er guckte in alle Ecken, Winkel, Kisten und Kasten hinein, als wollte er sich das Beste von unsern Sachen aussuchen. Es fehlte nicht viel, daß ich mit diesen interessanten Leuten in einen unangenehmen Conflict gekommen wäre, welcher durch das Dazwischenkommen des Marquis verhindert wurde. Nach einigen sehr unangenehmen Plagereien wurden wir endlich von einer Neugierde erlöst, welche Alles, was wir an und um uns hatten, zu verschlingen drohte.

Diese Misere hatte ich indessen bald genug vergessen und vergnügt setzten wir unsere Reise fort. Meine beiden Begleiter

hatten sich bis jetzt ganz vortrefflich mit einander vertragen, und ich reichte ihnen zufrieden die Hand, als wir endlich in die alte, berühmte Böhmenstadt, in Prag, munter und wohlbehalten einzogen.

Unser vortrefflicher Reisegefährte, dem wir so viele angenehme Stunden und ich so viel Belehrung zu verdanken hatte, verließ uns jetzt. Er hatte einen intimen Freund in Prag, bei dem er logiren wollte und der ihn erwartete. Doch versprach er, mir dazu behülflich zu sein, wenn ich in Prag auftreten wollte. Dieses Anerbieten nahm ich mit Freuden an, aber ein uuangenehmer Vorfall zwischen meinen beiden Freunden veranlaßte mich, Prag nach einem kurzen Aufenthalte wieder zu verlassen, ohne daß ich von der Gefälligkeit des wackern Künstlers Gebrauch machen konnte.

Hundertzwanzigstes Kapitel.

Ein Kuß und seine Folgen.

Prag. — Das Versprechen. — Der Fund. — Auf dem Wissehrad. — Der gepeitschte Herzog. — Libussa. — Der Mädchenkrieg. — Folgen eines versprochenen Kusses.

Man mag noch so wenig Geschichte in seiner Jugend gelernt haben, man mag sich noch so wenig um die Geographie bekümmert, man mag endlich noch so wenig Sinn für Eines wie für das Andere haben, man wird nicht leicht in Bezug auf diese merkwürdige Stadt ohne Kenntnisse sein. Mit welcher feierlichen Aufmerksamkeit verweilen wir bei der Geschichte, wenn sie von dieser Stadt zu erzählen beginnt, — denn Alles, was sie von dieser Stadt erzählt, ist groß, erhaben, erstaunenswerth im Bösen oder im Guten. Es giebt in ganz Europa, etwa Rom ausgenommen, keine Stadt, welche, wenigstens was mich betrifft, mehr geschichtliches Interesse oder geschichtlichen Reiz hätte, und dieser Reiz hat sich seit den Träumen meines Jugendlebens bis zu dem Augenblick erhalten, da ich diese Stadt Prag mit allen ihren historischen Erinnerungen in Wirklichkeit vor mir sah. Es fiel mir augenblicklich ein, wie diese Stadt es war, deren Namen mein Gefühl zum ersten Male

gegen die Ungerechtigkeit des Männergeschlechts zur Empörung brachte, und meinem Geiste jene oppositionelle Richtung gab, die mich seitdem den Anmaßungen der Männer gegenüber nie verlassen hat. — Wenn mein Lehrer der Geschichte uns genug von dem rothen Barte des Kaisers Friedrich und den nackten Beinen des Kaisers Heinrich, wenn er uns genug allerlei äußerliche Dinge von den großen und den kleinen Menschen, die Zufall und Geburt an irgend einen hohen Platz gestellt, erzählt hatte, und er dann einmal wieder auf Prag zu sprechen kam, diese Geburtsstätte der Frauen-Emancipation, wo die Mädchen so lange siegreich gegen die übermüthigen Männer kämpften, sie schlugen und vertilgten, dann wurde mir gleich ganz feierlich zu Muthe, und anstatt meinen Lehrer, wie bei seinen andern Erzählungen, auszulachen, blickte ich ihn mit Wohlgefallen, ich möchte fast sagen, mit Liebe an, ich hätte ihn küssen mögen. Zwar glorificirte er den Mädchenkrieg keineswegs, vielmehr setzte er seine Brille, wenn er auf dieses Thema kam, von der Nasenspitze, bis wohin sie allmählig niedergerutscht, wieder auf den Buckel der Nase zurück, und sah uns mit einem Paar fürchterlichen Augen an, aber er erzählte uns doch das Factum — und das war für mich ganz genug. Denn ich machte mir schon damals meine eigene Geschichte. Der gute Herr schloß gewöhnlich: übrigens glaube ich es mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß dieser Mädchenkrieg nichts als eine Sage ist, da man nicht wohl annehmen kann, daß bloße Frauenzimmer sich so lange gegen Männer wehren und sie sogar eine Zeit lang in Schrecken versetzen konnten, selbst wenn sie sich auch beide Brüste abgenommen hätten, was nicht anzunehmen ist, da sie doch, wenn sie auch die Männer zu Sklaven gemacht, und zu allen sonst weiblichen Verrichtungen angehalten hätten, diese nicht zum Säugen

der Kinder hätten gebrauchen können — ich sage also, daß dieser Mädchenkrieg entweder eine reine Sage oder eine bloße Erfindung, oder endlich eine Verwechselung mit den Amazonen oder dem Frosch- und Mäusekrieg sein muß, welcher ebenfalls in Deutschland, und wenn ich nicht irre in Böhmen stattgefunden haben soll. — Ich ließ es mir natürlich nicht ausreden, daß diese Begebenheit wirklich stattgefunden habe, und suchte auch meine Mitschülerinnen davon zu überzeugen, indem ich sie belehrte, daß es nichts als Männerneid sei, welcher unserm Geschlecht den allerdings für die Männer gefährlichen Ruhm, sie einst beherrscht und eben so unterdrückt zu haben, wie sie uns jetzt unterdrücken, rauben wolle. — Die Geschichte ist durchaus wahr, so schloß ich, denn sonst würden sich die Herren wohl hüten, uns überhaupt etwas davon zu erzählen. So aber können sie nicht umhin, weil sie fürchten, wir würden diese Geschichte doch erfahren, und sie dann auf eine ganz andere Weise lernen, als durch ihre Darstellung.

Natürlich belächelte ich jetzt, als die schöne Stadt vor meinen Blicken lag, manche der naiven Ideen und Träumereien meiner Kindheit, aber auch manche sehr liebe Erinnerung tauchte in mir wieder auf.

Ich fragte natürlich vor Allem nach einem Stücklein Gemälde oder andern Dingen, welche mir etwas von diesem merkwürdigen Mägde- oder Mädchenkrieg erzählen könnten. Die Leute wunderten sich sehr über diese Frage. Sie wunderten sich, daß eine spanische Tänzerin nach solchen, ihnen selbst unbekannten Dingen frage, und begriffen meine geistige Verwandtschaft zu diesen Historien nicht. Alles, was ich zuerst als Antwort erhielt, war ein lächelndes Kopfschütteln. Die Leute wollten nichts von einem noch vorhandenen Denkmal eines Weiberkrieges wissen, manche wußten überhaupt nichts davon.

Von den Hussiten wußten sie genug, und da ich darauf beharrte, durchaus etwas aufzufinden, was mir wenigstens ein Zeugniß von der Existenz der Sage geben könnte, so unternahmen es meine beiden Reisegefährten, irgend etwas aufzufinden, aber sie wollten durchaus irgend einen Lohn für ihre Bemühungen haben.

Worin der bestehen sollte? fragte ich, und man gab mir lächelnd zur Antwort, daß man mit einem Dutzend Küsse die Bemühungen wohl nicht zu hoch anschlage. Ich sah ein, daß ich mich zu irgend einer Belohnung verstehen müsse, legte mich auf's Handeln und kam endlich mit dem Versprechen von einem Kusse davon.

Nun machten sich die beiden Herren mit Eifer daran, meinen Wunsch zu realisiren, und während mein Herr Franzose in der Stadt herumsuchte, kam mein anderer Herr Reisefreund mit triumphirender Miene zu mir und bat mich, ihm auf den Wissehrad zu folgen.

Diese uralte Burg, welche ehemals den Hauptpunkt der Stadt bildete, ist jetzt nichts mehr als eine graue Ruine auf einem Felsen, der in die Moldau sieht und fast den Endpunkt der Stadt bildet. Hier bei dieser Ruine, welche ein Klagelied Jeremiä über die verfallene Größe anzustimmen scheint, haben sich die Armuth und das Elend eingenistet, und ihre kleinen, trüben Wohnstätten aufgebaut. Uebrigens genießt man auf dem höchsten Punkt dieser Ruine eine herrliche Aussicht, eine Aussicht voll Leben und Heiterkeit, was uns mit dem todten Stein vergangener Herrlichkeit, auf welchem wir stehen, vollkommen aussöhnt, denn man sieht doch wenigstens, daß die große Vergangenheit einem Erben zugefallen ist, welcher aus ihr etwas zu machen wußte. So sagenreich übrigens das ganze Böhmerland ist, weiß man doch vom Wissehrad

nur wenig zu erzählen. Die Geschichte scheint mit der alten Burg zugleich zu Grabe gegangen zu sein, von der jetzt nichts mehr steht, als ein altes Kirchlein, das sehr hinfällig ist. Ich sah darin nichts Bemerkenswerthes, als ein Bild, auf welchem der Herzog und Beherrscher der Böhmen vom St. Petrus gegeißelt wird. Weshalb ihm diese Züchtigung zuerkannt wurde, das erfährt man aus der Unterschrift des Bildes, welche heißt:

„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum." *)

Die Jahreszahl war, wenn ich nicht irre, 1180.

Vor seinem Tode soll dieser Fürst sogar, welcher sich mit der Geistlichkeit nun wieder ausgesöhnt hatte, der Kirche auf dem Wissehrad ein Wappen, welches diese Scene darstellte, übergeben haben. Ich selbst sah das Siegel, welches dieses Wappen führte.

Was war das für eine Zeit, wo sich die Fürsten peitschen ließen, es öffentlich bekundeten und doch bei ihren Völkern den Gehorsam nicht verloren! Freilich, die Geistlichkeit hatte, wie über sie, so auch die Macht über die Völker, die den Fürsten, welche mit ihnen gute Freundschaft hielten und sich, wenn es einmal zum Zwiste kam, für gnädige Strafe bedankten, nicht ungehorsam sein durften.

Zur Zeit der schrecklichen Hussiten sollen nicht weniger als ein Dutzend Kirchen auf dem Wissehrad gestanden haben, welche sie sämmtlich zerstörten. O, diese bösen Ketzer, wohin man sieht in Böhmen, überall weiß man nur entsetzliche Dinge von ihnen zu erzählen.

---

*) Friedrich, Herzog von Böhmen, wird vom heiligen Petrus wegen der Einziehung des Dorfes Tschernowitz (welches wahrscheinlich einem geistlichen Herrn zugehörte) gepeitscht.

Nachdem wir uns die uralte Kirche angesehen hatten, führte mich mein Freund auf den äußersten Felsenvorsprung, welcher sich gegen die Moldau senkt. Hier steht ein Stück Mauer, welches noch ein Ueberrest von der Burg der Libussa sein soll. Noch heute nennt man diese Gemäuer das Bad der Libussa, und auf diesem Felsenzack blieb mein Freund mit einer triumphirenden Miene stehen.

Warum lächeln Sie? fragte ich.

Ich habe Sie hierher geführt, sagte er, und ich bitte mir meinen Dank aus.

Nun, ich bedanke mich.

Das genügt mir nicht, ich verlange meinen Kuß.

Ihren Kuß? Wofür?

Hier an diesen Felsenzack knüpft sich die ganze Wissenschaft von dem Mädchenkrieg, welche man in Prag aufzufinden vermag. Es ist gewiß, daß sich hier die Quelle dieser sonderbaren Geschichte findet. Hier wohnte die Wlasta, die Heldin des Mädchenkrieges, diese fürchterliche, kriegerische Amazone, welche dem ganzen Männergeschlecht das Garaus machen wollte. Wäre wahrlich nicht übel gewesen, der liebe Gott hätte dann rein noch einmal von vorn anfangen, und um diese verteufelte Wlasta einen neuen Adam schaffen müssen.

Und wenn sie den nun auch todtgeschlagen hätte? fragte ich.

Ja, das wäre so ein Ding gewesen. Ich weiß nicht, was der liebe Gott dann gemacht hätte, aber ich würde zur Strafe diese Wlasta dann selbst in einen Adam verwandelt und ihm — Eva's Strafe zudictirt haben. — Aber das geht mich nichts an, ich bitte mir meinen Kuß aus.

Keinen Lohn vor vollbrachter Arbeit, versetzte ich, erzählen Sie mir erst, was Sie von diesem Felsen wissen.

Nun, ich sagte Ihnen ja. Hier stand die Burg der Libussa,

welche regierende Königin der Böhmen war. Später heirathete sie den Przemysl. Sie hatte aber eine Kammerzofe, die sehr schön und herrlich gebaut, aber auch sehr rach- und herrschsüchtig war. Als ihre Herrin starb, versuchte sie alle mögliche Zaubereien, welche sie der kräuter- und zauberkundigen Theka, einer Schwester der Libussa, abgelernt hatte, um den König Przemysl in sich verliebt zu machen und so Königin von Böhmen zu werden. Aber der König wollte sie nicht und liebte sie nicht und widerstand ihren Zaubereien. Wahrscheinlich hatte ihm Theka Gegenmittel gegeben, welche ihn gegen den Zauber der Wlasta schützten. Diese aber gerieth in heftigen Zorn über den kalten Przemysl, und schwor, sich für diese Kälte und Verhöhnung auf das Fürchterlichste zu rächen und nicht eher zu rasten, bis sie dennoch Königin von Böhmen würde. Sie flüchtete sich nach der andern Seite Prags, welche durch eine große Brücke vom Wissehrad getrennt war, und rief alle Frauen und Mädchen auf, sich unter ihrer Fahne zu versammeln und mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen die schändlichen, treulosen und herrschsüchtigen Männer zu machen. Da waren auch Viele, die mit ihren Ehemännern und Geliebten in Uneinigkeit und Haß lebten, die begaben sich zur Wlasta, welche sie bewaffnete und zum Vertilgungskrieg gegen die Männer abrichtete. Sie baute sich eine feste Burg, von wo aus sie das Land überfiel und die Männer, welche in ihre Gewalt kamen, hinrichtete. Den Mädchen ließ sie die rechte Brust, damit sie beim Bogentragen nicht gehindert seien, den Knaben aber den Daumen der rechten Hand abschneiden, daß sie den Bogen nicht spannen konnten. Gar scheußlich waren die Gräuelthaten, welche sie an den Männern verübte. Sie schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, stürzte sie von dem Felsen herunter, auf welchem die Mädchenburg stand, oder warf sie in einen tiefen

Brunnen. Alle Ritterburgen rings herum eroberte und zerstörte sie. Darunter befand sich auch die Burg des Ritters Mobol, welcher ein Freund des Königs Przemysl war. Die Wlasta schnitt dem Mobol den Kopf ab, stellte sich dann auf die Mauer der Burg und stieß in die Trompete. Damit wollte sie dem Könige auf dem Wissehrad ihren Sieg anzeigen. Als der König die kriegerische Jungfrau sah, so dastehend in ihrem silbernen Harnisch, die Fahne in der Hand, da ärgerte er sich zweifach, einmal weil er das schöne Mädchen so verachtet und nicht zur Gesponsin gemacht, das andere Mal aber, weil er sich so verhöhnen lassen mußte. Er schickte nun unter einem tapfern Hauptmanne eine große Heerschaar gegen sie ab. Die sollte die Wlasta um jeden Preis bezwingen und ihm ihren Kopf bringen. Das geschah denn auch wirklich. Die Burg wurde erstürmt und die Wlasta getödtet. Die übrigen Mädchen aber, welche sich in einer andern Burg festsetzten, wurden ebenfalls bezwungen und ihnen Allen die Köpfe heruntergehauen. So endete diese Geschichte.

Ich hoffe, fuhr mein guter Freund fort, daß Sie nun vollkommen befriedigt sind.

Das heißt mit andern Worten, versetzte ich, daß Sie nun Ihren Lohn empfangen wollen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich in diesem Augenblicke um Nichts in der Welt es über mich gewinnen könnte, Einen von dem Geschlechte zu küssen, welches tapfern Frauen und Mädchen die Köpfe abgeschlagen hat.

Aber mein Gott, was geht das mich an, rief mein guter Freund, bin ich denn darunter gewesen? Seien Sie versichert, daß ich nie so ungalant gewesen wäre. Ich hätte die Mädel alle zu meinen Frauen gemacht, und damit wäre die Sache abgethan gewesen.

Das würden sie sicher für weit schlimmer als das Kopfabhauen gehalten haben.

Ei, was reden Sie da, meine Liebe, der Geschmack ist verschieden, und ich werde doch nicht viel häßlicher als ein Przemysl sein? Indeß, angenommen, ich bin in Ihren Augen weit häßlicher, so hoffe ich, daß Sie Ihr Versprechen einlösen werden. Sonst nehme ich es mir Angesichts der schönen Moldau.

Sie werden sich zufrieden geben, ich habe Ihnen nicht versprochen, daß Sie Ihren Lohn sogleich erhalten sollen. Warten Sie nur, bis der böse Eindruck wieder verwischt ist, welchen Sie durch den Schluß Ihrer Erzählung bei mir hervorgerufen.

Ich kann mich aber auch geirrt haben, fuhr der sinnreiche Mensch fort, es ist möglich, daß die Ritter den rebellischen Mädchen nicht die Köpfe abgehauen, sondern sie wacker geküßt und sie dann gezwungen haben, unter der Schürze, den Kochlöffel in der Hand, Buße zu thun.

Ich warf meinem Begleiter einen sehr bösen Blick zu, als er so sprach, und es half ihm Alles nichts, er mußte sich fügen.

In einer etwas unfreundlichen Stimmung traten wir nun den Rückweg nach unserem Hotel an. Es war Mittag. Unser Freund Franzose war schon dort und wartete sehr ungeduldig auf uns. Ich sah es seinen Blicken an, daß er mir irgend etwas Angenehmes mitzutheilen habe und täuschte mich auch hierin nicht.

Ich habe es gefunden, was Sie suchten, rief er, und — —

Er sah sich um, ob wir auch von Niemandem beobachtet würden, und da er bemerkte, daß wir allein im Gastzimmer waren, wollte er mir ohne Umstände einen Kuß rauben.

Ich stieß ihn aber zurück.

Wie, sagte er, verweigern Sie mir die Bezahlung einer Schuld?

Wofür, mein Herr?

Ich habe zwei Plätze entdeckt — zwei Plätze, die noch aus der Zeit des Mädchenkrieges herrühren.

Das ist nicht wahr, rief mein anderer Freund mit Heftigkeit.

Mein Herr, versetzte der Marquis, ich bitte um etwas mehr Höflichkeit. Ich werde Ihnen zeigen, wie sehr Sie sich irren.

Und wenn auch, rief der Andere, ich bin Ihnen zuvorgekommen. Wir haben schon Alles gesehen und gehört.

Das mag sein. Aber ich bin dennoch in meinem Rechte, ich habe meine Entdeckung auf eigene Faust gemacht und begehre meinen Lohn.

Meine Herren, sagte ich, Sie haben gar keinen Grund sich zu ereifern. Theilen Sie mir mit, Herr Marquis, welches die Stellen sind, die Sie mir zeigen wollen. Nicht wahr, sie befinden sich auf dem Wissehrad?

Durchaus nicht.

Aber wo denn?

Haben Sie die Güte, mir zu folgen, und Sie werden sehen, wie sehr ich mich um Sie verdient gemacht habe.

Nun, wohlan, sagte ich, wir wollen alle Drei dorthin aufbrechen, und wenn wir Alles gesehen, dann werde ich mich entscheiden, wer von Ihnen, meine Herren, das Beste aufgefunden hat.

Der Marquis machte ein sehr vergnügtes, der andere Herr ein sehr finsteres Gesicht, aber er ging doch mit und

schien sich im Herzen fest vorzunehmen, dem Franzosen um jeden Preis die Spitze zu bieten.

Ich gestehe, daß ich dem jungen Marquis sehr gern den Vorzug gegeben hätte.

Dennoch nahm ich mir vor, unpartheiisch zu sein.

Es ist doch närrisch, wie lustig in der Welt oft ernste Dinge beginnen, wie tragisch sich zuweilen das Komische entwickelt.

Aus zwei Küssen, oder vielmehr aus einem versprochenen Kusse entstand —

Nun, was denn? — — —

Hunderteinundzwanzigstes Kapitel.

Der Hradschin.

Kaiser Rudolph II. — Audienzen im Pferdestall. — Schöne Pragerinnen und schöne Prinzessinnen. — Der heilige Nepomuk. — Unsere Männer. — Der Palast des Herzogs von Friedland. — Streitigkeiten, die ein Kuß verursacht. — Der nächtliche Besuch. — Flucht aus Prag.

Ich war neugierig, zu wissen, was das für Oerter sein würden, die unser Franzose uns zeigen wollte, aber er wollte nicht recht mit der Antwort heraus. Endlich, je näher wir dem Ziele zu kommen schienen, sagte er mir, daß wir weit, weit hinaufsteigen müßten.

Wenn Sie uns auf den Wissehrad führen wollen, sagte ich ihm noch einmal, so sparen Sie Ihre Mühe, dort hat unser Freund mir schon Alles gezeigt, was von der ganzen Geschichte noch da ist.

Bitte, so sagen Sie mir, was Sie gesehen haben? fragte der Franzose.

Nun, die Burg der Königin Libussa, oder wenigstens den Fleck, wo sie ehemals stand.

Ich aber werde Ihnen den Fleck zeigen, wo die Burg der Wlaska, das Schloß Diwin stand.

Und was weiter?

Und die Burg des Ritters Mobol, auf welcher die Wlaska zuletzt gehaust hat und getödtet worden ist.

Ich protestire, rief mein anderer Freund, ich habe dieser beiden Dinge schon erwähnt, Sie theilen uns durchaus nichts Neues mit.

Aber Sie haben diese beiden Stellen noch nicht gezeigt, wandte der Franzose ein.

Die beiden Herren geriethen nun in einen so heftigen Wortwechsel, daß ich es aufgeben mußte, diese beiden Punkte zu sehen, zu denen überhaupt höchst beschwerliche Wege führten. Sie appellirten endlich Beide an meine Billigkeit und stellten mir die Entscheidung anheim. Ich versprach ihnen, am Abende den Spruch zu fällen, suchte das gute Vernehmen zwischen ihnen wieder herzustellen, und wir sahen uns nun andere interessante Punkte an, woran es in der merkwürdigen Stadt nicht fehlte.

Da ist vor Allem der Hradschin (von Hrad, Burg), der merkwürdigste Punkt in Prag, ja in ganz Böhmen. Wer hätte jemals etwas von Prag, von Böhmen, von den Hussiten, vom dreißigjährigen Kriege gehört oder gelesen, ohne diesen Namen zu kennen? Diese Burg ist den Pragern das, was den Römern das Kapitol ist.

Haben Sie unsern Hradschin gesehen? das war die Frage, welche mir aus Jedermanns Munde entgegen tönte, als ich kaum eine Stunde in Prag war. Diese Leute begriffen nicht, daß mich noch etwas Anderes in ihrer Stadt mehr interessiren könne. Von den Männern wunderte mich das nicht, daß aber auch die Frauen große Augen machten, als ich ihnen sagte, mich verlange vor allen Dingen, die Punkte zu sehen, welche sich auf den Mädchenkrieg bezogen, das kam mir in der That böhmisch vor.

Ja, der Hradschin ist in der That ein herrliches Gebäude,

eine Palast-Stadt. Jahrhunderte ist daran gebaut worden und erst unter Maria Theresia kam er zur Vollendung. Früher war der Hradschin eine alte Ritterburg, wahrscheinlich der Sitz irgend eines Raubritters, der hier oben sicher genug gehaust haben mag, denn die wilden Hussiten stürmten sie vierzehn Tage, ohne sie einnehmen zu können. Hier hatte sich Rudolph II. zurückgezogen und eingeschlossen, um mit seinem Tycho Brahe in die Sterne zu gucken, worüber er Alles vergaß, was unter den Sternen passirte, und sein Kaiserthum in Gottes Namen sich selbst regieren ließ oder dem anvertraute, welcher über den Sternen thronte.

Sein Audienzsaal war — der Pferdestall. Ja, er soll sogar hier der Liebe gepflegt haben, und manche hübsche Pragerin kannte die Mysterien dieses Pferdestalles sehr genau. Außer den Sternen beguckte der Kaiser auch sehr gern die Portraits aller der hübschen Prinzessinnen seiner Zeit, aber die Prager Mädel mußten ihm halt besser gefallen haben, denn er heirathete keine von ihnen. Derweil nahm ihm sein Bruder Mathias die Krone vom Haupt, was er sehr leicht, während sein Bruder in den Himmel guckte, bewerkstelligen konnte. Mathias war der letzte Monarch, welcher auf dem Hradschin residirte. Bald verlegte er seine Residenz nach Wien, und Prag hörte auf, der wichtigste Punkt im Reiche zu sein.

Ich sah auch das Gefängniß Wenzels des Faulen, und vor Allem das Fenster, durch welches die Räthe Martinitz und Slawata mit ihrem Sekretair Fabricius hinabgestürzt wurden. Und es war ein Glück, daß ich das sah, denn ich glaube, die Prager lassen keinen Fremden aus ihrer Stadt hinaus, wenn er auf die Frage: haben Sie auch das Fenster gesehen? — nicht mit Ja antwortet. Im Schloßgarten steht eine kleine Pyramide, welche dieses Ereigniß anzeigt. Sie hätten im Fal-

len: Jesus Maria! gerufen und diesem frommen Rufe ihre Rettung zu verdanken.

Freilich liegt der Kehricht aus der kaiserlichen Kanzlei nicht mehr da, um die richtige Erklärung dieses Wunders eines ungefährlichen Sturzes von 28 Ellen Tiefe anzudeuten.

Welch eine merkwürdige Vergangenheit geht in diesem Hradschin an unsern Blicken vorüber. Man glaubt hier bald in der frühesten Vorzeit der böhmischen und sogar heidnischen Herzöge, bald mitten in der Hussitenzeit, bald in der eben so furchtbaren Reactionsperiode zu leben, welche dieser folgte. —

Hat man dies Alles gesehen, was an einen so gewaltigen Wechsel der Dinge, an eine so verhängnißreiche Vergangenheit erinnert, und tritt dann aus dem Hradschin, sieht die jetzigen Prager und Böhmen, welche allerdings zumeist Deutsche sind, so ruhig, so bürgerlich, so friedlich einherwandeln, dann muß man die Zähigkeit des Menschengeschlechtes und die wunderbare Wirkung der Zeit bewundern, welche so große Dinge hervorbringt und dann wieder bis fast auf die letzten Spuren verwischt und vergessen läßt.

Das hauptsächlichste Erbtheil der Böhmen aus ihrer Vergangenheit, was sie noch heute besitzen und mit der größten Vorliebe festhalten, ist ihr nationaler Heiliger, bei dem sie segnen und fluchen, mit dem sie lieben und hassen, der heilige Nepomuk.

Hat man sich auf dem Schlosse des Hradschin recht satt gesehen, dann zieht unsere Blicke vor Allem die Kirche zu St. Veit oder der Dom an.

Diese Kirche soll hier schon an 9 Jahrhunderte stehen, und der ruinenartige Eingang läßt in uns über dieses hohe Alter eben keinen Zweifel aufkommen. In diesem Dome befindet sich neben andern merkwürdigen Reliquien das Grabmal des

heiligen Nepomuk. Es hat die Form eines großen Altars, der Heilige selbst knieet in Lebensgröße über dem Sarge, in welchem seine irdischen Ueberreste ruhen. Ein roth damastner Baldachin ruht über dem Ganzen. Dieses Grabmal ist eines der kostbarsten, welches ich je gesehen habe, denn der Werth der massiven silbernen Leuchter, Vasen und anderer Dinge, die das Grabmal umgeben, ist enorm.

Auf die Frage, welche Bewandtniß es mit diesem heiligen Nepomuk habe, erhielt ich von verschiedenen Leuten ganz verschiedene Antworten.

Am interessantesten wurde mir die Geschichte folgender Weise erzählt:

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in dem böhmischen Städtchen Nepomuk ein Knäblein geboren, bei dessen Erscheinen in der Welt sich allerlei Wunder kund thaten. Man ließ das Knäblein sorgsam erziehen und studiren, was denn so gut von Statten ging, daß Nepomuk nach vollendeten Studien eine Predigerstelle in Prag erhielt. In dieser Stellung zeichnete er sich aus, erregte die Aufmerksamkeit der Königin und ward ihr Almosenier und Beichtvater. Bald aber bemerkte der Königin Gemahl, Wenzel IV., gar große Betrübniß und Niedergeschlagenheit an seiner Gemahlin, und er war neugierig, die Ursache davon zu erfahren, denn er vermuthete, daß eine geheime Liebschaft auf seine Gemahlin diese Veränderung hervorgebracht hatte. Er hoffte, dies von ihrem Beichtvater, dem Nepomuk, zu erfahren; der aber war schweigsam wie das Grab und ließ nicht eine verrätherische Sylbe über seine Lippen gehen. Es geschah aber bald darauf, daß dem Könige ein schlecht gebratener Kapaun vorgesetzt wurde, worüber er so sehr in Zorn gerieth, daß er seinen Koch an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ. Ueber diese Grausam-

keit machte ihm Nepomuk Vorwürfe, und wurde dafür in's Gefängniß geworfen, aber bald wieder entlassen, da Wenzel noch immer von ihm etwas über seine Gemahlin zu erfahren hoffte. Doch Nepomuk blieb unbeweglich. Da ließ ihn König Wenzel an Händen und Füßen knebeln und Nachts in die Moldau werfen. Aber obwohl diese Unthat keinen Zeugen hatte, als ein Paar Getreue, die sie vollführten, so wurde sie doch am andern Morgen auf eine sehr merkwürdige Weise ruchbar. Man erblickte an der Stelle, wo sein Körper versenkt wurde, flammende Lichter, das Wasser trocknete plötzlich aus und machte ihn sichtbar. Er erhielt nun ein prächtiges Grab und wurde später canonisirt und von ganz Böhmen zum Schutzpatron erhoben.

Das ist die Geschichte.

Komisch kam es mir vor, daß dieses Grab eines Heiligen von einem — kolossalen Hunde bewacht wird, welcher des Nachts in die Kirche eingelassen wird, um die Schätze daselbst zu bewachen. Die werthvolle goldene Lampe, welche über dem Grabmal des Heiligen hängt, soll schon mehremal entwendet worden sein, und deshalb gab man ihm einen Hund zum Wächter.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich zu diesem Heiligen, nachdem ich seine Geschichte gehört hatte, ebenfalls mit einer wahren Verehrung aufblickte. Ein Mann, der einer Dame mit einer solchen Verschwiegenheit gedient hat, verdient es wahrlich, in den Heiligenstand versetzt zu werden. Es möchten sehr wenige Männer sein, die eine solche Probe bestehen. Unsere Männer schweigen nicht nur nicht, wenn sie über gewisse Dinge befragt werden, sie plaudern sogar ungefragt. Den guten Nepomuk sollten alle Damen ohne Ausnahme zu ihrem

Schutzpatron machen. Ich habe ihm gern einen Platz in meinem Herzen eingeräumt, obwohl ich keine Schwärmerin bin.

Prag ist so reich an Palästen, wie keine andere Stadt, und was den Reiz derselben noch erhöht, ist, daß die Paläste nicht, so zu sagen, aus dem Boden herausgestampft sind, wie die Paläste in Petersburg und Berlin.

Daß ich mir vor Allen den Palast des stolzen Friedländer Wallenstein, oder wohl richtiger Waldstein, ansah, versteht sich von selbst. Ich wandelte nicht ohne Rührung in diesem heute noch unvollendeten Riesenpalast eines Mannes, dessen thatenreiches Leben auf eine so gewaltsame Weise durchschnitten worden ist. Nicht weniger als hundert Häuser haben diesem Palaste, in welchen sich der schmollende Feldherr zurückgezogen hatte, Platz machen müssen. In dem großen Prunksaale findet man seine Generale in Stein, er selbst figurirt als Apollo in einem Triumphwagen auf einem Deckengemälde.

Außer diesem Waldsteinischen Palaste verdient noch der Lobkowitzische, der Schwarzenbergische, der Lichtensteinische gesehen zu werden.

Es ist in Prag, ich möchte sagen, fast jeder Stein von Interesse. Die vielen Klöster, deren daselbst wohl ein halbes Hundert sein mögen, vor Joseph II. waren vielleicht zweimal so viele vorhanden, konnte ich nicht besehen. Ich zog es vor, die Stadt beim Beginn des Abends zu durchstreifen. Die Böhmen sind, trotz ihrer finsteren Geschichte, ein heiteres Völkchen, das für sein Leben gern tanzt, singt und musicirt. Am meisten begegnete ich hier den Melodieen Mozarts, welcher der Lieblingskomponist der Prager zu sein scheint, und der auch lange Zeit in Prag gelebt und daselbst seinen Don Juan und seinen Figaro geschrieben haben soll. Es ist, wie gesagt, kaum glaublich, daß sich so viel Leben und Lebenslust nach so schauer-

lichen Perioden in einer Stadt erhalten konnte, in welcher die Wuth des fanatischsten aller Religionskriege und das Schaffot so tiefe Wunden geschlagen haben. Selbst die Bomben des Philosophen von Sanssouci sieht man noch hier und dort in dem Gemäuer sitzen, aber er ließ es bei dieser feurigen Begrüßung bewenden, er selbst konnte nicht hineinkommen.

Nach einer recht genußreichen Wanderung kam ich mit meinen Begleitern nach unserm Hotel zurück. Nun erwartete mich noch ein sauer Stück Arbeit. Meine beiden Freunde wollten die Entscheidung, und ich sollte ihnen nun durchaus den versprochenen Kuß auszahlen. Ich ging mit ihnen nach meinem Zimmer hinauf, und konnte nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände nicht umhin, Jedem meinen Dank für die gehabte Mühe, mir gefällig zu sein, abzustatten. Ich ließ mir denn einen Kuß von Beiden gefallen, und diese Angelegenheit wäre damit zu allgemeiner Zufriedenheit beendet gewesen, wenn nicht der junge Franzose aus einem Kusse ein halbes Dutzend gemacht hätte.

Nun wollte sein College ihm nichts vorauslassen, und ich hatte nicht Lust, aus einer freiwilligen Belohnung eine unfreiwillige Strafe für mich zu machen. Dies erbitterte meinen Freund, er schonte weder den jungen Franzosen, noch mich. Er warf mir vor, daß ich diesen mehr als ihn begünstige, er ging sogar so weit, von mir zu verlangen, daß ich den Marquis von meiner Gesellschaft ausschließen und mit ihm allein weiter reisen sollte. Diese Zumuthung wies ich mit Entrüstung zurück. Die beiden Herren geriethen heftig an einander und verließen mein Zimmer. Ich dachte wohl, daß diese Geschichte wieder mit einem Duell enden würde, aber ich that nichts, es zu hindern.

Ich war es satt, mich in dergleichen Albernheiten zu mischen,

und da es schon sehr spät war, legte ich mich zu Bette. Mitten in der Nacht entstand ein Geräusch an der Thüre meines Zimmers, es wurde ziemlich heftig gepocht, und als ich mich nach der Ursache dieses unangenehmen Geräusches erkundigte, erkannte ich die Stimme des Marquis.

Was wollen Sie? fragte ich erstaunt. Was soll das bedeuten, mein Herr?

Bitte, haben Sie die Güte, mir zu öffnen, lautete die Antwort, ich habe bei meinem Fortgehen den Schlüssel zu meinem Zimmer bei Ihnen liegen lassen.

Ich sah nach und fand, daß es seine Richtigkeit hatte.

Sie können Ihren Schlüssel erhalten, rief ich dem Marquis zu, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie kein anderer Grund so spät an meine Thür führt.

Ich gebe es Ihnen.

Nun öffnete ich, reichte ihm den Schlüssel hinaus und wollte meine Thüre wieder schließen, als aber mein Blick auf das Gesicht des jungen Mannes fiel, erschrak ich, und ich konnte nicht umhin, ihn in mein Zimmer zu ziehen.

Was haben Sie gehabt? fragte ich, warum sehen Sie blaß und verstört aus?

O, das ist eine schöne Geschichte! rief er.

Es muß Ihnen in der That etwas Außerordentliches zugestoßen sein, erzählen Sie.

Ich habe unsern Freund — — —

Nun? —

Erschossen! — —

Das ist eine saubere Geschichte! rief ich, aber mein Herr, wie konnten Sie so wahnsinnig sein? Wenn Sie sich durchaus duelliren wollten, so konnten Sie doch wenigstens vorsich-

tiger sein. Aber das Ganze ist eine Tollheit, es ist mehr als Tollheit, es ist Bosheit.

Auf diese heftig ausgesprochenen Vorwürfe fiel der Herr v. Villiers mir zu Füßen. Er beschwor mich hoch und theuer, mit ihm schleunigst die Stadt zu verlassen. Es sei seine Absicht gewesen, sofort allein, ohne mir ein Lebewohl zu sagen, abzureisen, aber da er sich erinnerte, bei mir den Schlüssel vergessen zu haben, war er gezwungen, diesen Entschluß umzustoßen. Er wollte mir dennoch von dem Vorfalle nichts mittheilen, da ich aber von selbst aufmerksam geworden sei, so beschwöre er mich, da ich nun einmal Mitwisserin sei, ihm zu folgen. Die Liebe zu mir habe ihn zu dem Duelle verleitet — und der Tod unseres bisherigen Reisegefährten liege außer seiner Schuld.

Was war da zu thun? Meine Lage war höchst fatal. Ich konnte, da man ja wußte, daß ich zu den fremden Herren gehörte, in die unangenehmste Lage kommen; so sehr ich auch dem Marquis zürnte, fand ich es doch gerathen, mit ihm abzureisen. Er hatte zu seiner Abreise schon Alles, bis auf das Einpacken seiner Effecten, geordnet. Das war aber bald geschehen, eben so rasch war ich fertig, und so verließen wir das schöne Prag mit den drückendsten, unangenehmsten Gefühlen.

Unter solchen Umständen hielten wir es für gerathen, uns nirgends aufzuhalten. Selbst in Wien wollten wir uns nicht verweilen und die italienische Grenze zu gewinnen suchen, indeß trat in dieser Stadt eine so lustige Entwickelung unserer Duelltragödie ein, daß wir ohne Gefahr in dieser prächtigen, gemüthlichen Kaiser-Residenz verweilen durften.

Mein kleiner Herr Marquis war ein sehr großer Schalk.

Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

Wien.

Der Prater. — Türken. — Wien, Paris, Berlin. — Der Herr von Metternich. — 1813, 1820, 1830, 1848. — Neue Erinnerungen aus alter Zeit.

Als wir, ich möchte fast sagen, athemlos Wien erreicht hatten, als ich diese schöne, volkreiche, lachende Stadt sah, erklärte ich meinem Freunde ganz einfach, daß ich mich hier längere Zeit aufhalten wollte, und daß er in Gottes Namen weiter reisen sollte, wenn er fürchte, in einen schlimmen Prozeß verwickelt zu werden.

Ich werde bleiben, so lange Sie sich hier gefallen, versetzte er, es ist mir ganz gleichgültig, welche Folgen es haben kann.

Aber bedenken Sie doch, wenn Sie als Todtschläger verhaftet werden, entgegnete ich. Man wird Sie gewiß verfolgen, es kann Ihnen den Kopf kosten, denn diese Deutschen verstehen keinen Spaß und ein Duell ist bei ihnen nichts weniger als Mord.

Mag es sein, sagte der junge Mann resignirt, aber ich bleibe wo Sie bleiben.

Dieser Heroismus gefiel mir, und ich hatte gegen sein Bleiben nun weiter nichts einzuwenden.

Wir beeilten uns nun, vor allen Dingen mit der schönen Kaiserstadt Bekanntschaft zu machen. Wien ist mehr als irgend eine andere Stadt dem schönen Paris ähnlich. Diese beiden Städte haben ein gleich ehrwürdiges Alterthum, beide Städte haben ein gleich wechselvolles Schicksal, beide Städte waren einst nahe daran, die eine eine englische, die andere eine türkische Provinzialstadt zu werden, beide Städte sind jetzt die Residenzen europäischer Hauptmächte.

Ich weiß nicht, wie Wien heute aussehen mag, da es durch das Feuer einer Revolution gegangen ist und gewissermaßen mit dem Degen in der Faust von seinem rechtmäßigen Monarchen erobert worden ist. Gewiß hat hierdurch die heitere Lebenslust, das gemüthliche Treiben dieser damals so herrlichen, glücklichen Stadt etwas verloren, aber ich glaube, der Charakter der Wiener ist eine so unzerstörbare Lebenslust, eine so gemüthliche Beweglichkeit, daß selbst so schmerzliche Ereignisse nicht im Stande gewesen sein werden, der Kaiserstadt ihre alte Physiognomie vor 1848 zu nehmen.

Mein erster Weg, es war gerade an einem Sonntage, daß ich Wien betrat, war nach dem Prater. Es ist wahr, der Wiener Prater muß viel von seinem Leben, von seinen weltberühmten Reizen verloren haben, seitdem er an den Eisenbahnen eine so bedeutende Concurrenz gefunden hat. Die Letzteren haben die schönen Umgebungen der Stadt dieser so nahe geführt und entführen allsonntäglich so viele vergnügungssüchtige Wiener, welche das Fernere dem Näheren vorziehen, daß man sich auch ohne die Klagen der Praterwirthe sehr leicht vorstellen kann, wie sehr das Gedränge auf dem Prater abgenommen haben mag. Dennoch ist dieser Platz noch immer

interessant genug. Und wie mag es dort im Sommer sein, da ich an einem Herbsttage, es war allerdings gerade ein wunderschöner Tag, eine so große Menschenzahl aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern bunt durcheinander gemischt dort antraf. Der Wiener Prater kam mir wie der Hydepark in London vor. Die verschiedenartigsten Nationalitäten sieht man hier durcheinander gemischt, und namentlich fielen mir die Türken auf, welche ich hier in nicht geringer Zahl umherspazieren sah. Eins von diesen Allahkindern verfolgte mich mit seinen Flammenblicken eine ziemliche Weile, was mich ungemein belustigte, meine Begleiter aber sehr zu geniren schien. Mir thaten die armen Teufel leid, wenn ich sie in den Kaffeehäusern mit melancholischer Miene so dasitzen sah. Sie mochten wohl denken, wie nahe sie daran gewesen, aus Wien ein zweites Constantinopel zu machen, und daß sie dann hier die Herren gewesen wären und diese Raja's oder Christen ihre Sklaven, und daß sie dann auch bessere und bequemere Sitze gehabt haben würden. Es ist ihnen absolut unmöglich, so rasch und überhaupt ihre nationale Sitte, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, gänzlich aufzugeben; unsere Divans und Stühle sind aber auf diese Sitte nicht berechnet, und die Türken sind daher gezwungen, ihr gravitätisches Sitzen aufzugeben, wenn sie nicht etwa wie die Schneider auf den breiten Tischen sitzen wollen. Sie behelfen sich indeß so gut es geht, und ich sah einige dieser Türken sitzen mit dem einen Beine untergeschlagen, das andere zur Erde streckend, das war Alles, wozu ein Wiener Stuhl sich gebrauchen ließ.

Die Wohlhabenheit der Wiener Bürger scheint sehr allgemein und sehr groß zu sein, man sieht in Wien nur muntere, runde und freundliche Gesichter, man begegnet hier weit mehr Wohlbeleibten als irgendwo. Es ist gar keine Frage, daß

das Volk in Wien ein besseres Leben hat, als das in Berlin, natürlich fließen auch die Nahrungsquellen in der kaiserlichen Residenz weit reichlicher. Abgesehen davon, daß sie der Mittelpunkt eines bei weitem größeren und reicheren Staates ist, so hat ihre Lage außerdem noch viel vor der Berlins voraus. Auch lebt der Wiener Hof in einem größern Glanze, wie denn überhaupt Oesterreich einen weit reichern Adel als Preußen besitzt. — Wie viele Großen leben nicht in Wien in einer wahrhaft fürstlichen Pracht, wodurch der Bürger doch jedesmal gewinnt.

Schon am ersten Tage hatte ich das Vergnügen, den Fürsten Metternich ganz in der Nähe zu sehen. Dieser greise Diplomat machte auf mich einen bessern Eindruck, als je ein Diplomat gemacht hat. Die Gestalt, der Anstand, das Antlitz, Alles ist an diesem Manne wahrhaft fürstlich. Der Aristokratismus, die Feinheit der Sitten ist diesem Manne angeboren, es ist durchaus nichts Angenommenes, wie es doch bei vielen Diplomaten, die, wenn sie auch keine Carriere so zu sagen von unten auf gemacht haben, doch sehr oft Anstoß erregen, sobald sie sich in der Gesellschaft gekrönter Häupter bewegen. Ich kann davon manche lustige Anekdote erzählen. Aber der Herr von Metternich, der doch nichts mehr als ein bloßer Edelmann war, als er die diplomatische Laufbahn begann, ist ein wahrer Fürst. Damals ahnte man in Wien noch nicht, daß dasselbe Volk, welches diesen Minister damals fast wie den Kaiser verehrte, einige Jahre später seine Gewalt brechen und ihn die Stadt zu verlassen zwingen würde, in der er ein Menschenalter hindurch alles vermögender Gebieter war. Solchem furchtbaren Wechsel des Geschicks sind auch die Großen dieser Erde ausgesetzt, und man erkennt daran nur zu gut, daß nur die Gewalt und die Macht wahrhaft dauerhaft und

befestigt genannt werden kann, welche durch ein moralisches Band zwischen Herrschern und Beherrschten gehalten wird.

Der Herr von Metternich aber hat gewiß seinem Staate, d. h. sowohl seinem Monarchen als dem Volke, ungeheure Dienste geleistet, und es ist beklagenswerth, daß das Volk diese Dienste und Anstrengungen so leicht vergessen konnte. Freilich hat der Fürst nicht Alles ausposaunt, was er für das Wohl seines Landes zu einer Zeit gelitten, da ohne seine Aufopferung die Erniedrigung des Volkes noch größer gewesen wäre. Man erinnere sich an die Napoleonische Zeit. Kein Diplomat hatte jemals eine schwierigere Stellung, als dieser so undankbar behandelte Fürst, welcher gerade in der unglückseligsten Zeit an die Spitze der Geschäfte berufen wurde. Der Plan zu einer Verschwägerung des Kaiserhauses mit Napoleon ging von ihm aus, und wenn auch das Hauptmotiv durch die boshaften Worte der geistreichen Lady Castlereagh: „man mußte dem Minotaurus eine österreichische Jungfrau überliefern, um ihn zu sättigen", wahr genug bezeichnet wird, so war dennoch die Politik des Fürsten klug genug berechnet und durchgeführt.

In einer Zeit, wo die Völker so geneigt sind, das zu vergessen, was ihre Großen zu bedrängten Zeiten gethan haben, ist es nicht überflüssig, an diese Vergangenheit gelegentlich zu erinnern. Herr von Metternich erschien mir immer als ein so merkwürdiger Charakter, daß ich mir sehr gern von ihm erzählen ließ und mit Interesse die Anekdoten aus seinem Leben, die ich aus sehr guter Quelle erfuhr, anhörte.

Nach Unterzeichnung des Waffenstillstands von Neumarkt hatte Napoleon bekanntlich sein Hauptquartier nach Dresden verlegt. Eine Note nach der andern wurde vom Pariser Kabinet abgesandt, welche vom Kaiser Franz die Unterzeichnung

der Präliminarien eines Friedensvertrages verlangten. Herr von Metternich begab sich mit einem Schreiben seines Souveräns nach dem Hauptquartier Napoleons. Die Conferenz währte fast einen halben Tag. Der Kaiser ging in seiner militärischen Kleidung mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Dabei waren seine Bewegungen lebhaft, seine Geberden heftig. Er ergriff ein über das andere Mal seinen Hut, legte ihn wieder hin, und warf sich von Zeit zu Zeit, die Stirn mit Schweiß bedeckt, in einen großen Lehnstuhl; man sah, daß er sehr verstimmt war, und er sagte zu Herrn von Metternich:

Ihr Kabinet will also aus meiner Verlegenheit Nutzen ziehen? Es handelt sich für Sie darum, zu erfahren, ob Sie mir ohne Schwertstreich ein Lösegeld abnehmen können, oder genöthigt sein werden, sich in die Reihe meiner Feinde zu stellen. Nun gut, lassen Sie hören! Verhandeln wir, ich bin geneigt dazu. Was verlangen Sie?

Der Herr von Metternich theilte dem Kaiser nun seinen Plan mit, der allerdings darauf abzielte, das Uebergewicht Napoleons zurückzudrängen und ein System aufzustellen, welches Oesterreich, Preußen und Rußland von dem französischen Kaiserreiche vollkommen unabhängig machte. Das hieß mit andern Worten, das ganze colossale Gebäude, welches Napoleon, von seinem ungewöhnlichen Genie und seinem außerordentlichen Glücke begünstigt, aufgebaut hatte, seiner Fundamente zu berauben und zum Zusammensturz zu nöthigen.

Jemehr von Metternich das Ziel seines Kabinets entwickelte, jemehr färbte sich Napoleons marmornes Gesicht mit einem violetten Roth, endlich rief er aus:

Metternich, und solche Bedingungen wollen Sie mir auferlegen, ohne den Degen zu ziehen? Kann mein Schwieger-

vater einen solchen Plan billigen? In welche Stellung will man mich denn dem französischen Volke gegenüber versetzen? Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um eine solche Rolle gegen mich zu übernehmen?

Hr. v. Metternich entgegnete auf die beleidigende Rede nicht ein Wort, und da Napoleon in der Lebhaftigkeit seiner Bewegung seinen Hut hatte fallen lassen, bückte sich der österreichische Minister nicht einmal, um ihn aufzuheben. Es trat eine ziemliche Weile ein tiefes Stillschweigen ein. Darauf begann die Unterhaltung wieder in einem ruhigen, kalten Ton, und als endlich Napoleon den Herrn von Metternich verabschiedete, nahm er ihn bei der Hand und sagte: Uebrigens habe ich heute noch nicht mein letztes Wort gesprochen, wir können andere Bedingungen machen.

Seit dieser Unterredung behielt der Herr von Metternich einen tiefen Groll gegen den Kaiser, der in seiner Heftigkeit alle Rücksichten bei Seite gesetzt hatte, welche er der hohen Stellung des Abgesandten schuldig war, und Herr von Metternich war Einer der Ersten, welcher der Regentschaft der Kaiserin, obgleich sie eine Tochter seines Souveräns war, mit Entschiedenheit entgegentrat, und sie auch wirklich hintertrieb.

Die eiserne Consequenz, welche der Fürst während seiner ganzen politischen Laufbahn bewährte, zeigte er auch noch bei der Restauration in Italien, dieser Achyllesferse des österreichischen Kaiserstaates. Hier beginnt das Melodrama, sagt einer unserer geistreichsten Männer, in das man die Person des Fürsten Metternich gehüllt hat, das rührende Tableau von den unerbittlichen Gefängnissen und Bleidächern Venedigs. Das österreichische Kabinet ist vorsichtig, aber es hat nichts Grausames und Unterdrückendes; und wer jemals mit Herrn von Metternich gesprochen hat, muß sich fragen, ob eine so ruhige, so be-

sonnene Intelligenz jemals ohne Grund einen Akt der Barbarei begehen könne?

Herr von Metternich hatte eben Italien bereist, als das blutige Attentat eines Studenten gegen Kotzebue begangen wurde. Mit der Gunst seines Monarchen überhäuft, mit dem Fürstentitel und reichen Schenkungen, welche sein Vermögen verdreifachten, mit den Orden fast aller europäischen Staaten belohnt, war er ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Achtung. Der Zustand der Gährung in Deutschland war seinem Scharfblicke nicht entgangen, und Er allein war es, auf dessen Anregung der Congreß zu Carlsbad zu Stande kam. Allerdings wurden in diesem Congresse mißtrauische und heftige Maßregeln gegen die deutschen Schulen beschlossen, die politische Polizei wurde durch strengere Gesetze gekräftigt, nichts wurde in diesem Kampfe der Regierungen gegen die Revolutionsideen vernachlässigt oder übersehen, aber nach großen Staatsbewegungen besteht alle Sorge der Regierungen darin, daß sie die Bewegungen wieder zurückdämmen; sie sind dazu durch die Mittelklassen und die öffentliche Meinung gezwungen, welche vor neuen Revolutionen Furcht hat, und — sie haben Recht.

Im Jahre des Congresses zu Carlsbad, 1820, bedrohte die Propaganda die Kronen mit einer socialen Revolution. Im Süden drohte der Aufstand Spaniens und die Cortes, die Proclamation eines noch freisinnigeren Regierungswesens als selbst das englische, in Neapel wurde ebenfalls die Constitution proclamirt; von hier aus ließ sich das Geschrei der Freiheit bis hinauf nach Piemont hören und der König verlor den Thron.

In Paris waren die Emeuten an der Tagesordnung, man konnte sagen, dieses Jahr 1820 war die erste Ausgabe jenes

großen Juliereignisses, das 10 Jahre später ganz Europa erschütterte.

Oesterreich war besonders durch diese Revolutionen bedroht. Neapel und Piemont begrenzen die österreichischen Besitzungen in Italien; die Völker hatten gezeigt, was sie wollten, und die Fürsten erwachten. Es wurde in Troppau und Laibach ein Congreß gehalten, und Herr von Metternich war es wieder, welcher mit einer solchen Entschiedenheit, mit einer so festen Ueberzeugung Unterdrückungsmaßregeln gegen den revolutionären Geist vorschlug, daß alle die Maßnahmen, welche nun von den vereinten Regierungen getroffen wurden, als sein Werk zu betrachten sind.

Auf diese Weise zogen die Völker gegen die Cabinette den Kürzeren. Neapel wurde nach wenigen Märschen erobert und Piemont von den Oestreichern besetzt. Da nun die Niederhaltung der auflodernden Revolution einmal im Schwunge war, befestigte sich das System, das in dem Gedanken einer Aufhebung aller politischen Freiheit seinen Vereinigungspunkt hatte. Die Cabinette erklärten den Regierungen offen den Krieg, welche ihre Verfassungen in der Zeit der allgemeinen Begeisterung nach revolutionären Grundsätzen eingeführt hatten. Der Congreß von Verona, bei welchem Herr von Metternich abermals die Hauptrolle spielte, traf die entschiedensten Bestimmungen. Frankreich wurde beauftragt, die spanischen Cortes zu unterdrücken, so wie Oesterreich den Willen der Allianz gegen Neapel und Piemont ausgeführt hatte. Die Cabinette gewannen überall die Oberhand und die Revolution war nun zwar materiell erstickt, aber leider lebte sie in der Verirrung der Ideen fort.

Da erhielten sie in dem Jahre 1830 ihren Ausdruck, aber Herr von Metternich hütete sich wohl in die Irrthümer der

ersten Coalition gegen die französische Revolution zu verfallen, er bewachte mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit seine eigenen Lande, und mit der von ihm gewohnten Consequenz befolgte er auch jetzt die Grundsätze, welche seine langjährige Verwaltnng, seine politische Laufbahn so ausgezeichnet hat, nämlich: zur Niederhaltung jeder europäischen Bewegung sich Preußen und Rußland zu nähern, den Geist der Propaganda, unter welcher Form er sich auch zeigen würde, zu bekämpfen; und da er einsah, wie weit verbreitet die revolutionären Ideen waren, hielt er es für nothwendig, nicht bloß den Militäretat, sondern auch seine gewaltigen Polizeimittel zu vermehren. Die Verwaltung wurde strenger, und bei diesem durch die Nothwendigkeit gebotenen Systeme absoluter Niederdrückung des revolutionären Geistes konnte es nicht fehlen, daß auch manches Gute, welchem wahre Freiheit entkeimt war, mit zerstört werden mußte.

So lebte Herr von Metternich, der Mentor unter den Diplomaten, der sein politisches System siegend in Europa machte, oder wo es nicht so strenge durchzuführen war, ihm doch Achtung und Anerkennung zu verschaffen wußte. Trotz seines vorgerückten Alters hatte er sich eine erstaunenswerthe Lebendigkeit und Frische des Geistes erhalten. In Wien genoß er, wie gesagt, alle die Ehren, die man seinen ausgezeichneten Verdiensten und Fähigkeiten schuldig war, und Niemand hat es wohl damals geahnt, daß eine Zeit kommen würde, welche auch diesen unerschütterlichen, besonnenen und kaltblütigen Geist überraschen und überflügeln würde. Alle seine Anstrengungen, welche der Niederhaltung der revolutionären Ideen gewidmet waren, sind in diesen verhängniß- und unheilvollen Jahren zu Schanden gemacht worden, das, was er ein Menschenalter lang bekämpfte und siegreich bekämpfte,

blieb dennoch als Sieger gegen ihn auf dem Platze, und wie war das möglich? — Sollen wir darauf erwiedern: weil die revolutionären Ideen wohl eine Zeit lang niederzuhalten, aber nicht gänzlich auszurotten sind, weil diese Ideen, den Völkern einmal eingeimpft, mit gedoppelter Wuth erwachen, wenn es gelingt, sie zeitweilig niederzudrücken? Ist das nicht die Sprache, welche die Revulotionärs führen, und welche die conservativen Gewalten niemals anerkennen wollen, und — auch nicht anerkennen dürfen? Aber dennoch frage ich, wenn das Jahr 1820 das Jahr 1830 nicht verhindern konnte, und wenn das Jahr 1830 nur ein Vorspiel des Jahres 1848 gewesen, und auch dieses entsetzliche, beispiellose Jahr wieder der Vorläufer eines vielleicht eben so entsetzlichen Jahres sein wird, wenn bis jetzt nichts gegen den revolutionären Geist vermochte, keine Restauration, keine Congresse, keine Allianzen, keine noch so consequenten Systeme, keine Heere, keine Polizei — was wird den Kronen noch zu thun übrig bleiben, um ein solches Jahr zu verhüten? — Concessionen? — Sie werden nichts nützen. Reactionen? Sie werden eben auch nichts nützen. Aber was denn? —

Soll ich als Weib darauf antworten?

Ich habe diese Antwort in einem verhängnißvollen Moment einem gekrönten Haupte gegeben.

Diese Antwort ist vielleicht vergessen.

Das Volk, welches mich so schmachvoll, so undankbar behandelt hat, würde stutzen, hätte es diese Antwort vernommen.

Ja, diese Antwort, welche es werth ist, von allen Völkern und Monarchen gehört zu werden.

Aber es ist die Antwort eines Weibes, und ich werde schweigen.

Hundertdreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Kaiser und eine Kaiserin.

Joseph II. — Seine Antworten auf stolze Reden. — Zwei Grafen und drei Gräfinnen. — Maria Theresia. — Keuschheitscommissionen. — Der auferstandene Todte.

Ward ich damals in Wien so lebhaft und so oft an den Herrn von Metternich und sein System erinnert, so tauchte aber auch gar nicht selten die Erinnerung an einen — revolutionären Kaiser auf. Ich meine Joseph II. — Das Volk führt diesen Monarchen sehr viel im Munde, und so verhaßt er bei den Jesuiten war, ich habe manche nicht sehr schmeichelhafte Aeußerung über ihn gehört, so beliebt scheint er bei den anderen Klassen der Bevölkerung gewesen zu sein. Man sagte mir, daß er es war, welcher zuerst den Prater und den herrlichen Augarten dem Publikum geöffnet hat. Der Adel soll diese Oeffentlichkeit mit unfreundlichen Augen angesehen, aber Kaiser Joseph gesagt haben: „Wollt' ich immer unter meines Gleichen sein, so müßte ich in der Kapuzinergruft bleiben." Daselbst werden nämlich die Mitglieder des Regentenhauses begraben. Als ihm einmal eine Dame auf seine Frage, wie viel Kinder sie habe, antwortete: zwei Grafen und drei Grä-

sinnen; entgegnete er: „Ich hatte auch einst ein Mädchen.“ Joseph II. war gewiß ein nicht minder ausgezeichneter Regent, als sein Zeitgenosse, Friedrich der Große, aber es fehlte ihm dieses Königs Glück und — Alter. Er hat nicht lange genug gelebt, um dauernd festzuhalten, was er begründet.

Seine Mutter, Maria Theresia, lebt auch noch in gutem Angedenken. Sie war zwar auch nur ein Weib — aber sie war dennoch Oesterreichs größter Regent. Haben selbst doch die Ungarn, die damals allerdings noch eine ganz andere Rolle spielten, da sie das Kaiserreich retten wollten, als 1848, da sie es an den Rand des Verderbens führten, haben doch selbst diese Ungarn damals gesagt: Wir wollen für unsern König sterben. Und sie meinten die Kaiserin so gut wie ihren Sohn.

Maria Theresia verdient schon als Mutter der unglücklichen Maria Antoinette, welche in ihrer Jugendschöne das gekrönte, geheiligte Haupt auf das Schaffot legen mußte, und ein wahres Märtyrerende hatte, die Theilnahme aller Frauen und der Welt. Die unglückliche Tochter hatte am Hofe ihrer Mutter sicher nicht gelernt, eine Französin zu sein, und sie war deshalb in dieser Stellung, in welche sie das Schicksal versetzte, nicht am Platz. Aber wer vermag seinem Fatum zu entgehen? Die eben so unglückliche Maria Stuart verließ nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs von Frankreich, unangetastet dieses Land — um in England ihr schönes Haupt auf den Block zu legen.

So hat eine Königin leider selbst das Beispiel gegeben, daß ein königliches, gesalbtes Haupt nicht zu gut für das Henkerbeil ist. Was soll man da von dem Volke sagen? Die Königin Elisabeth hat ihrer sonst so glänzenden Geschichte durch diese Hinrichtung einen häßlichen Fleck — und was die Hauptsache ist — den Völkern ein böses Beispiel gegeben.

Man muß es gestehen, daß sich keine regierende Königin so rein auf dem Thron erhalten hat, wie Maria Theresia. Eine Schwäche, aber eine recht naive Schwäche war es, daß sie sich berufen glaubte, die Keuschheit ihres Volkes zu überwachen. Aber darin handelte sie als Weib doch groß, daß sie eine Verordnung erließ, welche die Beamten und Offiziere von jeder Beförderung ausschloß, welche einen Liebeshandel eingegangen waren, wo sie an keine Heirath dachten. Es ist dadurch gewiß manches Unglück verhütet, manches Mädchen weniger betrogen worden, sie that mit dieser Verordnung das, was alle übrigen weiblichen Regenten zu thun unterlassen hatten. Sie dachte auch auf dem Thron an ihr Geschlecht, und wollte es mit der ganzen Macht, die ihr das Scepter verlieh, gegen den Leichtsinn der Männer in Schutz nehmen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind die Keuschheitscommissionen, welche sie einsetzte, und ich möchte sagen, fast das Gegentheil von der Jungfernsteuer waren, welche ein preußischer König einsetzte, und welche gewissermaßen die Keuschheit besteuerte, keineswegs so lächerlich und absurd. Ob das wahr ist, was man mir erzählte, daß die Kaiserin bei der Geburt ihres Enkels, des nachherigen Kaisers Franz, nach dem Theater, das sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht betreten hatte, geeilt und gerufen haben soll: „Der Leopold hat'n Buob'n!"? — Es wäre ein herrlicher Zug.

Jedenfalls wird unser Geschlecht nicht ohne innere Befriedigung und Erhebung auf diese Regentin sehen, welche es abermals beweist, wie sehr man uns Unrecht thut, wenn man uns die Befähigung abspricht, herrschen und regieren zu können. Nein, wir Frauen sind nicht da, nur beherrscht zu werden, es liegt nicht in unserer Bestimmung, nur den Männern die Langeweile zu vertreiben, der süße Honig zu sein, welchen

sie in ihren Wermuth träufeln. Mag auch diese Bestimmung eine schöne sein, wenn wir sie aus eigenem Antriebe wählen, die Männer haben nicht die Bestimmung, für uns nur die Bienen zu sein, die aus unserem Kelche den Saft für ihren Honig nehmen, und hinterher — die armen Blumen mit ihren Stacheln verwunden.

Man muß, wenn man Wien genießen will, ein paar gesunde Augen mitbringen, die Ohren sind weniger nothwendig, denn man muß mehr sehen als hören. Man bedarf der Augen, um die stumme Sprache zu verstehen, welche die Dinge hier reden, und auch um die Wiener zu verstehen, bedarf man mehr der Augen. Ich habe nicht leicht ein Völkchen gesehen, welches mehr mit den Augen spräche, als diese gemüthlichen Residenzler. Es liegt etwas ganz Eigenthümliches in ihrer Augensprache, und ich glaube, die meisten Romane — und es mögen deren in Wien an jedem Tage und in jeder Nacht nicht wenige gespielt werden — werden mit den Augen angeknüpft, mit den Augen fortgesponnen und auch so geschlossen. Das weibliche Geschlecht, welches in Wien mit Wahrheit das schöne genannt wird, thut sich ganz besonders mit der Augensprache hervor, und es liegt so viel darin: weder Frechheit noch Koketterie, aber eine Menge angenehmer Dinge. Und dazu die schöne Gestalt, die hübsche, leichte und doch delicate Kleidung. Weniger hübsch sind die Herren, und das Militair gefiel mir nicht so gut wie das preußische, seine Haltung ist weniger elegant, und ich sah hier überhaupt bei Weitem nicht so viele Uniformen wie in Berlin. Dafür schienen mir aber die österreichischen Offiziere kräftiger zu sein und sich im Ganzen mit den Bürgern freundlicher zu stellen.

Bald hätte mein Herr Marquis mit einem dieser Offiziere ein Duell gehabt. Wir waren nämlich in einer Restauration,

wo wir ein sehr gutes, ächt wienerisches Früstück zu uns nahmen. Wir tranken guten Ungarwein, welcher eben so feurig wie das Volk ist, unter welchem er wächst. Einige Offiziere, welche nicht weit von unserem Tische saßen, ließen sich die Kapaunen und den Wein ebenfalls trefflich schmecken, denn die wiener Kinnbacken scheinen mir die beste Construction von der Welt zu haben. Die Herren ermangelten nicht, während ihre Sprachorgane von denen des Gaumens in Banden gehalten und beherrscht wurden, mit ihren Augen eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Es ist nicht meine Art, die meinigen verschämt niederzuschlagen, sie blitzen wenn sie Feuer fangen, und meinem Marquis sagte die Unverschämtheit, wie er es nannte, namentlich des einen der Offiziere nicht besonders zu. Schon wollte er aufstehen, um Händel zu beginnen, ich hielt ihn aber zurück und sagte ihm, daß Jederman seine Augen habe, um sie auf Gegenstände zu richten, welche ihm gefielen, und daß er, wenn er sich nicht sofort beruhige, kein Gegenstand mehr für die meinen sein würde. Diese Worte wirkten und besänftigten ihn. Wir verzehrten unser Frühstück und wollten eben aufbrechen, als ein Herr ins Zimmer trat, bei dessen Anblick ich einer Ohnmacht nahe war.

Um Himmelswillen was ist Ihnen? fragte der Marquis, welcher den Eintretenden noch nicht bemerkt hatte.

Folgt uns der Schatten eines Getödteten, fragte ich, oder was ist das?

Der Schatten eines Getödteten?

Sehen Sie denn den Herrn dort nicht, den sie erschossen haben?

Dieser Herr trat jetzt mit freundlicher Miene auf mich zu, und mir die Hand reichend sagte er:

Habe Sie halt doch schnell genug eingeholt.

Der Herr Marquis lachte laut auf.

Mein Herr, sagte ich sehr böse, Sie haben mich belogen und mir unnütze Sorgen verursacht, ich finde ein solches Verfahren ganz unverantwortlich.

Der Herr Marquis lachte noch immer fort.

Was soll das heißen? fragte der wieder Lebendiggewordene.

Haben Sie kein Duell mit dem Marquis gehabt? fragte ich.

Ach ja, das war ein komisches Duell.

So bitte ich mir diese saubere Geschichte aufzuklären.

Kommen Sie nur, sagte der Marquis, lassen Sie uns dies Lokal verlassen, Sie sollen Alles erfahren.

Wir brachen auf und der Marquis klärte mir dann die Geschichte von dem unglücklichen Duell folgendermaßen auf:

Als die beiden Herren mich an jenem Abend in Prag verlassen hatten, beabsichtigten sie allerdings, trotz der Nacht, sich zu duelliren. Mein Berliner Freund holte aus seinem Zimmer zwei Pistolen, und sie gingen einen passenden Ort zu suchen. Unterwegs wurden sie aber überfallen und zwar von zwei — Nymphen, von denen mein Berliner Freund die Eine so schön fand, daß er seine Pistolen vergaß und sie begleitete. Der Herr Marquis fand die Andere nicht schön genug, um ihr seine Nacht zu opfern und zog es vor, nach seinem Hotel zurückzugehen. — Unterwegs kam er aber mit einem betrunkenen Menschen in Streit, welcher mit dessen Arretirung endete. Daher kam es, daß er so derangirt aussah. Der Einfall ein Duell vorzugeben und mich gewissermaßen seinem Nebenbuhler zu entführen, kam ihm plötzlich, als ich mich über sein Aussehen verwunderte und theilnehmend nach der Ursache fragte.

Nachdem ich dies gehört, konnte ich dem Marquis nicht mehr zürnen, der andere Herr schien wohl einzusehen, daß es ihn lächerlich machen würde, nach seiner Prager Affaire mit

einer Straßennymphe noch ferner den Eifersüchtigen zu spielen und von mir Küsse zu verlangen. Er suchte, so gut es eben anging, aus der Rolle eines Liebhabers zu der eines Freundes überzugehen, und überließ dem Marquis die erstere allein, und nach einigen Tagen befreite er uns ganz von seiner Gesellschaft, da er seinen Entschluß änderte, und statt nach Italien zu reisen es vorzog Constantinopel zu besuchen.

Ich glaube wohl, daß er sich in Constantinopel besser gefallen haben mag, als in irgend einer andern europäischen Stadt. Vielleicht ist er auch aus einer großen Vorliebe zn dem türkischen Serailleben zur mohamedanischen Religion übergetreten.

Hundertvierundzwanzigstes Kapitel.

Wiener Theater.

Das Burgtheater. — Das Theater an der Wien. — Carl. — Raimond. — Theaterscenen. —

Wien hat bei Weitem mehr Theater als Berlin, es mögen dort wohl deren fünf sein, aber nur das Hoftheater ist vorzüglich und überhaupt das erste Theater in Deutschland. Die andern Theater, welche sich in den Vorstädten befinden, befassen sich fast nur mit dem Lustspiel niederer Gattung und mit Localpossen, eines auch besonders mit der Oper. Es leben übrigens in Wien die bedeutendsten dramatischen Künstler Deutschlands, denn man zieht die außerordentlichen Talente hierher, ohne Rücksicht auf die pecuniären Opfer. Das Hoftheater ist besonders mit großartigen Mitteln ausgestattet, und sie scheinen hier besser verwandt zu werden als irgendwo. Man giebt sie für die Kunst und das Publikum, nicht für den besondern, oft so launenhaften Geschmack der Direction aus. Die Theater der Vorstädte sehen aber weniger auf die Kunst, als auf ihre Kasse, und die Wiener sind zufrieden wenn sie — nur lachen können, und für diese Lachmuskeln wird eben auch reichlich gesorgt. Es giebt hier eine Menge Leute die eine ganz eigen-

thümliche Carriere beim Theater gemacht haben. Unter diesen steht der Director des Theaters an der Wien, der Herr Carl oben an, der seiner Zeit sehr bekannt war, und es vortrefflich verstand, die Wiener anzuziehen und dafür stets volle Casse einzuziehen und einen für einen Theaterdirector ungewöhnlichen Reichthum zu erwerben.

Dieser Mann mag jetzt in Deutschland und Wien vielleicht gänzlich verschollen sein, vielleicht schon längst nicht mehr den Lebendigen angehörigen, aber sein Lebenslauf ist merkwürdig genug und ich will hier eine kleine Skizze seines Lebens mittheilen.

Carl war der Sohn eines Wiener Banquiers und zwar eines Edelmanns, des Baron von Bernbaum. Er trat zuerst in den Militairdienst, wie fast alle junge Adeligen in Deutschland, nahm aber bald seinen Abschied, legte seinen Familiennamen ab, und ging auf's Theater. In München trat er zuerst auf. Er soll aber nichts weniger als gefallen haben. Er spielte im Fache der Liebhaber und hatte von allen Erfordernissen dieser Rollen, kein einziges. Er stieß mit der Zunge an, seine Gesichsbildung war marquirt und unschön, und dabei hatte er eine mißtönende Stimme. Aber bald wurde er auf eine andere Bahn gedrängt, in welcher er besser an seinem Platze war. Es sollte nämlich ein neues Wiener Lustspiel gegeben werden. Aber der Theater Director sah sich vergebens nach dem Schauspieler um, welcher die Titelrolle übernehmen konnte, denn sie war im Wiener Dialect geschrieben. Da fiel er auf Carl, trug ihm die Rolle an, und dieser war zwar im Anfange sehr stutzig, da er den Carl Moor und den Don Carlos mit einem alten lächerlichen Gecken vertauschen sollte, nahm aber doch die Rolle an. Carl machte in dieser Rolle solches Glück, daß man eigene Stücke für ihn schuf, um

ihn in ähnlichen Rollen dem Publikum vorzuführen. Nun schritt man dazu, ein eignes Theater für dieses Genre von Possen und Lustspielen zu gründen. Carl wurde Director und leitete seine Bühne mit ungeheurem Glück, so daß er in kurzer Zeit so weit war, sich ein Haus kaufen und Pferde und Wagen nebst vielen Bedienten halten zu können.

Damit nicht zufrieden baute er noch ein zweites Theater, zu welchem Unternehmen er sogar bedeutende Vorschüsse aus der Schatulle des Königs erhielt. Als aber der König starb und die Theilnahme für seine Unternehmungen bei dessen Nachfolger nicht im gleichen Maße vorhanden war, kam er auf einen höchst originellen Einfall, dem Staate, dessen Ungunst er nicht tragen wollte, den Rücken zu kehren.

Er schiffte sich nämlich mit seiner ganzen Truppe auf einem Floße ein, schwamm die Donau hinab nach der Kaiserstadt hin, und gab an einem dortigen Theater mehrere Wochen hindurch Gastrollen.

Sein Debüt gefiel, unter ungeheurem Jubel der lustigen Wiener Bevölkerung fuhr er nach geendetem Gastspiel auf seinem Floße wieder ab, jedoch nur um in München seine Angelegenheiten zu ordnen und recht bald nach dem heitern Wien wieder zurückzukehren.

Als dies geschehen war, übernahm er die Direction des Theaters an der Wien, sein Glück blieb ihm treu, und so ward er bald fast alleiniger Eigenthümer des schönen Theatergebäudes und anderer bedeutender Besitzungen. Ja, eine ganze Straße, die nach ihm Carlstraße heißt, soll von ihm bebaut sein.

Man findet aber nicht viel Leute, die ein solches Glück gemacht haben, und es macht sich in Wien wie in ganz Deutschland noch immer der Spruch geltend, den ich so oft von Künstlern vernommen habe: Die Kunst geht betteln. Carl

war nie als ein Künstler anerkannt worden, es war ihm nur darum zu thun, reich zu werden, deshalb war ihm die Kunst nur ein Mittel zum Zweck. Im Ganzen soll er eben nicht viel gethan haben, das Theater zu heben, vielmehr soll sein Einfluß viel dazu beigetragen haben, die dramatische Kunst in Wien in Verfall zu bringen und den Geschmack des Publikums zu verschlechtern.

Auch von dem Schauspieler Raimund hörte ich sehr viel in Wien, und er schien noch immer der Lieblingsdichter, wie ehemals der Lieblingsschauspieler der lachlustigen Wiener zu sein. Ich hörte seine Geschichte von einem Wiener, und es war mir kaum begreiflich, wie dieser Mann, welcher mit dem verstorbenen Schauspieler in durchaus keiner Verwandtschaft stand, bei dieser Erzählung fast Thränen vergießen konnte. Er klärte mir aber dieses Räthsel mit den Worten auf:

Als der gute Raimund noch lebte, da brauchte ich nur Morgens den Theaterzettel anzusehen, um den ganzen Tag über getröstet und vergnügt zu sein. Ich vergaß all' mein Leid — worin dieses bestand, sagte mir der Wiener nicht — all' meinen Kummer, und sagte mir: Du wirst Abends den göttlichen Raimund sehen und Dich in Vergessenheit tauchen, und ein paar Stunden das Glück genießen nichts zu thun, als zu lachen und Dir den Bauch zu halten. Dieser Raimund war eine Art Berauschung für mich, und es wird mir, nachdem er gestorben, nichts übrig bleiben — als es ihm nachzumachen.

Gerade das Gespräch mit diesem Manne bewog mich, ein Raimundsches Stück zu sehen, das einen Tag später gegeben wurde. Ich fand es nicht ohne Reiz, aber daß solche Stücke hier gern gesehen wurden, charakterisirte mir doch die Wiener, die, ich möchte sagen, fast halbe Türken sind und das Phantastische lieben. Es ist sonderbar genug, daß eine so auffal-

lende Verschiedenheit zwischen einem und demselben Volke herrschen kann. Der Franzose z. B. ist überall Franzose, mag man den von Paris oder den Franzosen einer Provinzialstadt nehmen, höchstens, daß er sich in der Art, sich zu benehmen und zu bewegen, etwas unterscheidet, eben so ist der Italiener immer und überall Italiener, und dasselbe gilt von den andern Nationen, aber der Deutsche in Berlin und der Deutsche in Wien scheint durchaus nicht ein und derselben Nationalität anzugehören, so verschieden ist der Charakter, Leben, Sitte und Anschauungsweise in diesen beiden Städten. In Wien schien mir indessen Alles mehr stabil zu sein, wie denn auch der Wiener selbst ruhig und gemessen ist und so zu sagen seine Rechnung mit der Zukunft abgeschlossen zu haben scheint. 's giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien, hörte ich oft sagen, Wien scheint den Leuten den höchsten Gipfel menschlicher Größe erreicht zu haben, glänzender, glücklicher, glauben sie, könnte ihre kaiserliche Residenz nicht mehr werden. Berlin ist aber noch immer im Werden, die Berliner gestehn sich ein, daß sie den Gipfel weltstädtischer Größe noch nicht erklimmt haben, und sie sind daher weit entfernt, sich in der behaglichen, gemüthlichen und selbstzufriedenen Ruhe einzuwiegen, die nur Erworbenes erhalten und genießen will. Daher glaube ich auch, daß Berlin noch eine große Zukunft haben wird, Wien aber wird von seiner großen Vergangenheit zehren, bis es vielleicht einmal aufhören wird — das alte Wien zu sein. Ob aber dann das neue Wien sich mit Berlin wird messen können, das scheint mir eine große Frage zu sein.

Hundertfünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Stückchen Macchiavellismus.

Die Politik des österreichischen Kaiserstaates. — Wallenstein und Gustav Adolph. — Der Herzog von Lauenburg. — Napoleon's Sohn. — Marie Louise. — Die Politik und die Frauen. — Antwort eines Diplomaten.

Ich erinnere mich, daß am Hofe seiner Majestät des Königs von Baiern im Jahre 1846 ein Buch ungemein viel Sensation erregte, welches über die Politik des österreichischen Kaiserthums sehr wenig schmeichelhafte Aufschlüsse brachte. Dies Buch war in England erschienen, von einem Polen niedergeschrieben und war ein wahres Pamphlet. Besonders schlecht kommen die Deutschen darin weg.

Als ich später von diesem Buche hörte, war ich um so begieriger, es kennen zu lernen, da ich in so vielen Städten des österreichischen Kaiserthums mich aufgehalten hatte und die österreichische Regierung mir stets als ein Muster guter Regierung vorgeschwebt hatte.

Ich fand überall die Unterthanen zufrieden mit ihren Zuständen, ich fand sie wohlhabend und heiter, ich fand den Despotismus Metternichs milde und aufgeklärt und den zu regierenden Völkern vollkommen angemessen.

Ich fand Künste und Wissenschaften überall befördert und beschützt, ich fand die Strafen selbst väterlich milde angewandt, ich fand endlich Land und Volk so regiert, wie man unter damaligen Umständen und bei der merkwürdigen Beschaffenheit des Staates nur nach allerhöchster Weisheit zu regieren vermochte.

Es schien mir wohl natürlich und menschlich, daß es einzelne Unzufriedene gab, aber das Land überhaupt konnte sich glücklich preisen, so regiert zu werden, und ich glaube, es wurde auch anerkannt.

Mit dieser Ueberzeugung empörte ich mich gegen Sätze, die nur der größte Frevel in die Welt schleudern, die größte Befangenheit für glaubwürdig halten konnte.

Ich will Einiges davon mittheilen, der Leser mag seine Gedankenstriche, Ausrufungszeichen und Fragezeichen selbst hinzusetzen.

Die Fürsten Europa's, ohne Ausnahme, machen Wallfahrten nach Wien, um sich in das Heiligthum ihrer Erlösung einführen, in die Geheimnisse der monarchischen und absoluten Regierung einweihen und sich bewegen zu lassen, eine Akte zu unterzeichnen, welche, wie die Kaiser behaupten, für das Bestehen aller Monarchen nützlich und nothwendig ist, die aber nur das Haus Habsburg in Ungarn, Böhmen, Polen und Italien schützt und sicher stellt.

In Gemäßheit eines organischen Statuts der Familie Habsburg sind alle Erzherzöge verbunden, ein Handwerk zu erlernen. Franz I. war ein Siegellackmacher und der Kaiser Ferdinand I. ist ein Drechsler.

Dieses Statut hat den Zweck, einen positiven speculirenden Geist in der Familie zu erhalten.

Der Kaiser ist das Haupt seiner Familie, er ist verbunden,

alle legitimen Mitglieder derselben zu erhalten, andrerseits aber können diese keine legitime Heirath ohne Zustimmung ihres Oberhauptes eingehen.

Ehebündnisse, welche von den Erzherzögen oder Erzherzoginnen ohne diese Einwilligung geschlossen werden, heißen morganatische und die Kinder aus diesen Ehen bekommen den Titel Baron oder Baronesse.

Der Erzherzog Johann schloß eine morganatische Ehe mit der Tochter eines Postmeisters, die ihn mit zwei kleinen Baronen beschenkte.

Dieser Erzherzog hat sich nicht der Gunst seiner Familie in einem besondern Grade zu erfreuen.

Der Kaiser Ferdinand I. soll bis zu seinem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre einen gewissen Grad von Geist und Unabhängigkeit des Charakters gezeigt haben. Es ward von ihm prophezeiht, daß er, wenn er auf den Thron käme, nicht dem unveränderlichen System seines Vaters, Franz I., folgen würde, so daß sowohl sein Vater als auch Metternich ihm nicht geneigt waren, und vielmehr wünschten, daß Franz Carl, der zweite Sohn, der alle systematischen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, diesem auf dem Throne nachfolgen möchte.

Als der Erzherzog Ferdinand eines Tages in Gesellschaft seines Vaters, Metternichs und anderer Cavaliere auf der Jagd war, wäre er beinahe durch einen Schuß getödtet worden. Der Meuchelmörder aber ward niemals entdeckt.

Ein anderes Mal feuerte ein österreichischer Offizier aus einer Entfernung von nur wenigen Schritten ein Pistol auf ihn ab, fehlte ihn aber ebenfalls.

Dieser Mann ward allerdings ergriffen, aber man fand, daß er einen Anfall von Wahnsinn gehabt habe.

Zähe Beständigkeit bei guten und bösen Schicksalen, gründ-

liche Menschenkenntniß, die Ueberzeugung von menschlichen Schwächen und Vergehungen, die Weisheit, alle Religionen als wesentliche Triebfedern der innern und äußern Politik zu würdigen, der gänzliche Mangel an Großmuth, an höheren Gefühlen der Sympathie und des Mitleidens mit der menschlichen Natur und an jeder Liebe zu eitlem Ruhm, die Enthaltung von jeder Rache, welche die Grenze der umsichtigen Maßregeln dieses kalten Egoismus, welche man Politik nennt, überschreiten könnte — die List, ein uneingeschränktes Vertrauen auf die Treue der Unterthanen und auf ihr eigenes göttliches Recht zu heucheln, wodurch sie jenes allgemeine, stets wachsame Mißtrauen verhüllen, welches aus der innern Ueberzeugung hervorgeht, daß sie nur durch das Recht der Gewalt regieren, das sind die erblichen Eigenschaften der Dynastie der Kaiser im Allgemeinen und zugleich die unterscheidenden Kennzeichen ihres Regierungssystems.

Die einzige Leidenschaft, die sie kennen, und welche alle andern absorbirt und ersetzt, ist die Liebe zum Gold, oder vielmehr der habsüchtige, unersättliche Durst nach demselben, welches sie als ihren Gott und als das einzige Ziel und Zweck ihrer Regierung und Eroberung betrachten.

Die knauserigste, bis auf den höchsten Grad schmutzigen Geizes getriebene Sparsamkeit ist nur die Folge dieser Vorliebe.

Die Kaiser bewahren in eigner Person den Schlüssel zu ihren Schätzen, sie allein kennen die Gesammtsumme der in ihren Kellern versteckten Millionen.

Das Geheimniß, in welches die Triebfedern der Politik der Kaiser gehüllt sind, bildet einen großen Theil ihrer Macht, und nur durch die politische Geschicklichkeit, welche sie bei Handhabung ihrer Angelegenheiten entwickeln, haben sie sich

auf ihren hohen Standpunkt erhoben und auf demselben erhalten. —

Alle Eroberungen, welche andere Völker und ihre Monarchen gemacht haben, verdankten diese der Tapferkeit ihrer Armeen und haben sie mit Blut und Geld erkauft. Die Kaiser verdanken ihre Erwerbungen nur Heirathen, Unterhandlungen und größtentheils ihren Treulosigkeiten.

Preußen z. B. überragt den Kaiserstaat so viel an Moral, als dieser Staat Preußen an Hülfsquellen und Länderfläche.

In ihren Expeditionen und im offenen Kampfe, wo Strategie und Taktik nöthig waren, sind die Kaiser selten glücklich gewesen.

Sie haben selten Siege mit den Waffen gewonnen, sondern immer dadurch gesiegt, daß sie verborgene Einflüsse mit in's Spiel zogen und durch schlaue, unterirdische Strategie gewöhnlich über ihren Gegner triumphirten.

Sie sind niemals verzweifelt, wie schlecht auch ihre Stellung gewesen sein mag. Mehr als einmal hat ihre Monarchie während der letzten zwei Jahrhunderte auf dem Punkte gestanden, durch den Verlust unglücklicher Schlachten zu zerfallen und in den Staub zu stürzen, und mehr als einmal sind sie auf dem krummen Pfade, wo List mehr gilt als Stärke, endlich doch noch siegreich hervorgegangen.

König Heinrich IV. von Frankreich hatte die Absicht, den Krieg gegen Oestreich zu eröffnen und ward am Vorabend des beabsichtigten Feldzuges von einer Hand getroffen, die eine geheimnißvolle Macht gegen ihn bewaffnet hatte. Oestreich ward durch einen Dolchstoß gerettet, das Volk hatte Verdacht gegen den Kaiser und die Jesuiten.

Nach der Julirevolution und während der revolutionären Bewegung in Italien faßte Kaiser Franz I. Verdacht gegen

seinen Enkel, den Herzog von Reichstadt, und dieser Enkel starb sofort. In Wien ging das Gerücht, er sei vergiftet worden.

Der protestantische Bund drohte den Ruin der österreichischen Monarchie. Der berühmte östreichische General Wallenstein, Herzog von Friedland, warb auf seine eignen Kosten eine Armee von 80,000 Mann an und rettete den Thron, der aber, sobald er den Feind los war, sich sehr undankbar erwies.

Als aber Gustav Adolph die Feindseligkeiten wieder aufnahm, bat der Kaiser den General Wallenstein, das Kommando wieder zu übernehmen und ging so demüthigende Bedingungen ein, daß der General so wichtig wie der Kaiser wurde.

So kam es denn so, daß dieser Kaiser Sieg und Niederlage für gleich gefährlich halten mußte.

Unter diesen Umständen desertirte Franz Albert, Herzog von Lauenburg und östreichischer General, von der kaiserlichen Armee und ging in das feindliche Lager Gustav Adolphs, wo er Dienste nahm.

Durch die Verstellung und Schmeichelei, welche dem deutschen Adel so eigenthümlich sind, wußte Lauenburg das Herz des Helden zu gewinnen und ward sein intimer Günstling.

In der Schlacht bei Lützen verirrten sich Gustav Adolph und sein Günstling, der Herzog von Lauenburg, und fielen einigen in einem Hinterhalte liegenden Oestreichern in die Hände, welche den König mit Säbelhieben und Musketenschüssen massakrirten, seinen Begleiter aber mit heiler Haut davon ließen. Der Herzog von Lauenburg, welcher nach jener Schlacht sich ohne Zeitverlust nach Wien begab, erhielt von seinem Kaiser zur Belohnung den Oberbefehl über die schlesische Armee.

Nachdem der schwedische Held gefallen war, kam Wallenstein an die Reihe.

Der Kaiser Ferdinand, als ihm die Nachricht von seinem Tode hinterbracht wurde, brach den Vorschriften Macchiavell's getreu in Thränen aus, um seine Unschuld zu beweisen, ließ in den Kirchen von Wien Messen lesen und belohnte hinterher die Mörder, welchen er Gnadenketten, Kammerherrnschlüssel, Diplome, Würden und Rittergüter verlieh.

Eine Thatsache aber, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt verdient, und nur wenigen Forschern aufgefallen ist, ist der vorhergesehene und berechnete Zusammenhang der Ereignisse der Jahre 1814—1815, als der natürlichen Wirkungen der im Jahre 1810 zu Stande gekommenen Thatsachen.

Die Freundschaft deutscher Fürsten ist für Frankreich und dessen Fürsten stets gefährlicher und unheilvoller erfunden worden, als ihre Feindschaft.

Nach tausend verlorenen Gefechten wechselte der besiegte und gedemüthigte Kaiser seine Politik.

Aus dem unversöhnlichsten Feinde Napoleon's, der er auch wirklich war, ward er plötzlich, dem Anscheine nach, dessen zuverlässigster Freund und nächster Verwandter.

Man müßte nicht die mindesten Kenntnisse von der menschlichen Natur haben, wenn man annehmen wollte, ein besiegter Feind könne so schnell der aufrichtige Freund seines Besiegers werden.

Es war Selbsttäuschnng, zu glauben, daß die Habsburger nicht die Mittel suchten, ihre Demüthigung zu rächen.

Unmittelbar nach dieser Heirath hörte man von Deutschen den Sturz Napoleon's und den Ruin Frankreichs verkünden, so völlig waren sie überzeugt, daß diese Heirath nur eine Schlinge von Seiten ihres Kaisers sei.

Nachdem die österreichische Monarchie zu ihrem alten Glanze wieder gelangt war und die Erzherzogin Marie Louise ihre Rolle

ausgespielt hatte, kehrte sie nach Wien zurück, um von der heiligen Allianz das Herzogthum Parma als Belohnung für ihre edelmüthige Anhänglichkeit zu empfangen. Um zu beweisen, daß ihre Verheirathung mit Napoleon eine bloße diplomatische Angelegenheit gewesen sei, schickte sie ihm, als er sich auf der Insel Elba befand, eine Scheidungsacte.

Im Allgemeinen ist die österreichische Politik geduldig und leidenschaftlos.

Sie macht nie einen Versuch, die Humanität oder uneigennützige Freundschaft, oder die Ehre und Würde der Nation zu vertheidigen.

Die Kaiser fechten nur, um ihre Schätze zu vermehren oder zu bewahren, und selbst dann handeln sie auch ostensible oder direkter Weise selten allein.

Sie besitzen die Gabe, andere feurigere oder eitlere Monarchen und Völker durch Hinweisung auf ihre Ohnmacht und vor Allem auf ihre erheuchelte Demuth zu bewegen, für sie in die Schranken zu treten, während sie sich öffentlich bloß einmischen, um die Beute zu theilen oder ausschließlich Besitz davon zu nehmen.

Es giebt wenig Schriftsteller, welche bei Vergleichung der österreichischen Regierung mit der türkischen oder russischen, in Bezug auf Humanität und Freiheit, der ersteren nicht den Vorzug geben würden, dies ist jedoch ein grober Irrthum. —

Die Czaren stellen, indem sie sich persönlich in die Angelegenheiten mischen und Entscheidungen in ihrem Namen geben, ihre Leidenschaften und Schwächen blos und compromittiren durch ihre Gewaltthätigkeit den Nimbus ihrer Unfehlbarkeit und Heiligkeit, zuweilen zeigen sie aber doch Mitleid und belohnen stets ausgezeichnete Militärdienste und Anhänglichkeit an ihre Person auf die freigebigste Weise. In Oesterreich im

Gegentheile ist der Despotismus dynastisch und gesetzlich, der Name des Kaisers wird bei keiner Entscheidung ausgesprochen; Alles geschieht im Namen des Gesetzes, der Kaiser selbst versteckt sich hinter seinen Befehl. Die entsetzlichsten Grausamkeiten werden im Namen des Gesetzes begangen. Der Kaiser zeigt niemals Milde, weil nicht er, sondern das Gesetz verurtheilt.

In Rußland lehrt man, daß der Czar das Recht hat, zu thun, was ihm beliebt, in Oestreich wird das Volk gelehrt und überredet, daß der Kaiser blos thun kann, was das Gesetz befiehlt.

Das ist das Urtheil, was in dem merkwürdigen Buche über den Kaiserstaat gefällt wird, es sollen aber noch ganz andere Dinge darin stehen, die uns die Regierung dieses Staates so darstellen, wie nur eine Regierung zur Zeit der größten Barbarei sein kann. So unmoralischer Mittel eine Regierung fähig zu halten, von der ich selbst, da wo sie am besten gekannt ist und am genauesten beurtheilt werden kann, nur das Beste hörte, gränzt an das Absurde, und die österreichische Regierung hatte durch das verächtliche Stillschweigen, welches sie diesen abgeschmackten Beschuldigungen gegenüber beobachtete, zur Genüge gezeigt, daß sie solche nicht zu fürchten braucht.

Ich erinnere mich des Urtheils eines hochgestellten und einflußreichen Diplomaten des Kaiserstaates, welcher nicht etwa ein Deutscher, sondern von böhmischer Herkunft war. Als ich ihm sogar einige Stellen, welche die Regierung der außerdeutschen Bevölkerung gegenüber der niedrigsten Motive bezüchtigte, vorhielt, sagte er mit feinem Lächeln:

Es hat schon oft ein Schriftsteller mehr Lügen und falsche Ansichten drucken lassen, als ein ganzes Jahrhundert geglaubt hat. Weil die Macht, eben weil sie die Macht ist, Alles ver-

mag, ist es leicht von ihr gesagt, daß sie Böses thut. Die Völker aber wissen wohl, daß sich mehr böse Dinge erdichten als ausführen lassen. Solche Entstellungen der Motive und der Thatsachen muß man unbeachtet lassen, um zu zeigen, wie wenig sie uns angehen.

Sehr wahr, versetzte ich, die Politik ist wie die Frauen. Je liebenswürdiger, sicherer und offner sie sind, je mehr Sünden schiebt man ihnen in die Schuhe, und je weniger Böses man an ihnen zu entdecken vermag, je schlimmer werden sie dargestellt. Der Leumund und die Geschwätzigkeit wollen stets ihre Opfer haben, und wen könnten sie dazu ausersehen, wenn nicht die, von denen sie wissen, daß sie auf dergleichen — schweigen werden.

Wie aber, wenn die Zeitgenossen so Geschichte schreiben und mit solcher Befangenheit die Politik der Gegenwart ohne Widerlegung schildern, was soll dann aus dem berühmten Satze werden:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!?

Hundertsechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Pascha von drei Roßschweifen.

Eine junge Frau und ein alter Mann. — Der Vater als Wächter der ehelichen Treue seiner Tochter. — Die Maskerade. — Pascha und Domino. — Die Verschwörung. — Die betrogenen Alten. — Gutes Ende eines bösen Spiels. — Verlust und Gewinn. — Ein Freund statt eines Liebhabers. — Abschied von Wien.

Ich machte kurz vor meiner Abreise in Wien die Bekanntschaft einer Dame, welche noch sehr jung und ungemein schön war. Sie war eine geborne Wienerin und von guter Herkunft. Aber ihr Vater war leidenschaftlich dem Spiele ergeben und hatte sein ganzes Vermögen dieser Leidenschaft geopfert. Die Mutter war aus Gram über diesen Verlust, welcher sie in die armseligste Lage versetzte, gestorben. So stand denn die einzige Tochter, ohne irgend einen Anhalt, von allen Hilfsquellen entblößt, in der Welt, aber sie hatte vom lieben Gott ein Gnadengeschenk erhalten, welches sie wenigstens theilweise mit ihrem Geschick wieder auszusöhnen vermochte — eine ungewöhnliche Schönheit. Ihr speculativer Vater, welcher zwar sein Vermögen, aber mit diesem keineswegs seine unglückselige Leidenschaft verloren hatte, wollte aus dieser Schönheit seines einzigen Kindes seinen Nutzen ziehen, und seinen unausgesetzten

Bemühungen gelang es auch, das arme Mädchen an einen Graukopf zu verkaufen, welcher Handel ihn nicht nur aller Sorgen für die Zukunft seiner Tochter enthob, sondern ihm noch ein Erkleckliches für seine eigene Person einbrachte. Diesem Mädchenverkauf ward allerdings der Name Ehe gegeben; die Unglückliche ward nach der vorgeschriebenen Ceremonie dem Graukopf angetraut, und er führte als siebenzigjähriger Greis das siebenzehnjährige Mädchen vom Traualtar in die Brautkammer, nannte sie seine Frau, seine Gattin, und glaubte nun das Recht, sie allein und ausschließlich zu besitzen, vor Gott und Menschen erworben zu haben.

Ich lernte das arme Mädchen oder vielmehr die arme Frau bald nach dieser unnatürlichen Verbindung kennen.

Diese Bekanntschaft entstand in Folge einer jener vielen Zufälligkeiten, die das Geschick anzuordnen scheint, um verwandte Seelen zu einander zu führen, damit sie sich durch gegenseitige Tröstung und Liebe vor Verzweiflung retten.

Die junge Frau weinte bitterlich, als sie mir ihr unglückliches Geschick mittheilte.

Aber warum haben Sie sich nicht gesträubt, fragte ich, den Alten zu heirathen?

Mein Gott, das habe ich ja genug gethan. Ich habe meinem Vater wohl zehnmal versichert, daß ich den Alten nicht heirathen würde.

Sie hätten lieber fliehen sollen, wandte ich ein.

Das läßt sich leichter sagen, als ausführen; woher sollte ich die Mittel nehmen?

O, es hätte sich schon ein Ritter gefunden; giebt es denn in Wien keine jungen Leute, die so hübsche Mädchen gern entführen? Aber freilich ist solchen Entführern auch nicht immer zu trauen, man kommt von der Charybdis in die Scylla.

Ach, ich hatte durchaus keinen Bekannten.

Keinen Bekannten? Keinen Freund, dem Sie sich anvertrauen konnten? Nun, ich begreife, Sie haben gewiß nicht längst die Pension verlassen?

Ich war niemals in der Pension, aber mein Vater hielt mich immer eingeschlossen, er sagte: er würde mich erst freilassen, wenn ich Frau wäre.

Und aus Ueberdruß dieser Gefangenschaft haben Sie sich endlich einer andern gefügt?

Nein, nicht gerade deshalb, aber mein Vater sagte mir, wenn ich ihm nicht gehorche, wollte er mich und sich zugleich um's Leben bringen, er habe auf diese Verheirathung seine und meine Zukunft, sein ganzes Lebensglück gebaut.

Arme Frau! — Sie sind das Opfer eines hartherzigen Vaters. Aber trösten Sie sich, Ihr alter Graukopf wird hoffentlich bald sterben.

Ach nein, er wird viel länger leben als ich.

Aber Sie haben doch wenigstens die Mittel, mein Kind, sich einigermaßen für das Ihrer Jugend zugefügte Unrecht zu entschädigen.

Wie soll ich das anfangen? Der Alte ist so eifersüchtig, daß er mich fast keinen Augenblick ohne Bewachung läßt.

Aber Sie werden auch die Mittel haben, diesen Wächter zu blenden, indem Sie ihn bestechen.

Nein, es ist Alles vergebens, ich bin rettungslos verloren und meine Lage wird mir mit jedem Tage, mit jeder Stunde unerträglicher.

Sie sind zu zaghaft, meine Liebe, Sie sind schön und reich, und mit diesen beiden Schlüsseln sollten Sie sich nicht die Thüren Ihres Kerkers öffnen können? Es sollte Ihnen nicht möglich sein, einen närrischen, blödsinnigen Alten zu betrügen?

Ach, der Alte ist durchaus nicht blödsinnig.

Er ist ganz gewiß blödsinnig, da er sich eine so junge Frau genommen hat. Er mußte es voraus wissen, daß Sie ihn betrügen würden.

O, davor hat er sich gesichert.

Gehen Sie niemals allein aus?

Niemals.

Nicht einmal nach dem Bade?

Ich habe das Bad in meinem Hause.

Nun, aber doch wenigstens nach der Kirche?

Auch dahin darf ich nicht allein gehen.

Wer begleitet Sie denn?

Mein Mann oder mein Vater.

Ihr Vater?

O, der bewacht mich gut. Bei dem geringsten Argwohn, hat ihm mein Mann erklärt, zu dem ich ihm Veranlassung geben würde, bei der allerkleinsten Untreue wollte er mich verstoßen, und in diesem Falle wird mein Vater der Rente verlustig, welche ihm mein Mann alljährlich auszahlt. Kann er nun einen bessern Wächter meiner Treue als meinen Vater haben? Mich zu bewachen und von jeder Untreue abzuhalten ist meines Vaters einziges Geschäft, dafür erhält er seine Rente, und er kann nun wieder spielen, wie zuvor.

Das ist abscheulich — aber es muß Ihnen geholfen werden.

Sie sehen, daß ich mit keinem Herrn sprechen darf. Sobald sich mir ein junger oder ein alter Mann nähert, tritt mein Vater hinzu und nimmt für mich das Wort.

Aber Sie werden doch das nicht dulden und nicht schweigen.

Mein Vater sagt: verzeihen Sie, diese Dame ist meine Tochter, und sie hat das Unglück blödsinnig zu sein. Ich er-

röthe und schweige vor Zorn und Scham, während mich Diejenigen, welche mich angeredet haben, mit einem mitleidsvollen Blicke verlassen. —

Das ist zu arg, alle meine Empfindungen empören sich gegen diesen unnatürlichen Vater, aber Sie müssen ihm durchaus zeigen, welche Rechte Sie als Frau und als Weib beanspruchen dürfen, Sie müssen sich von dieser Sclaverei emancipiren.

Ach, Sie müssen den Blick meines Vaters sehen, wenn ich nur die geringste Miene, ihm zu widersprechen, mache. Ich weiß, daß er zum Aeußersten entschlossen ist, seine Augen brauchen mir nicht erst zu sagen: Du unterwirfst Dich unbedingt, oder ich tödte mich und Dich.

Nun, meine Liebe, die Wahl zwischen diesen beiden Dingen würde mir nicht schwer werden, ich glaube Ihr Leben ist so düster, daß es der Tod nur lichter, wenigstens nicht finsterer machen kann. Und wenn Sie sich zum Aeußersten entschließen, ist immer noch eine Möglichkeit vorhanden, daß das Glück, welches so oft dem Muthigen hilft, auch Ihnen einen Ausweg zeigt.

Wie aber soll ich das anfangen, meine Theure?

Besuchen Sie keine Maskerade?

Ich habe noch nie eine besucht, und ich glaube nicht, daß man es mir gestatten wird, einem so gefährlichen Vergnügen beizuwohnen.

Das mag sein, aber Ende dieser Woche wird eine glänzende Maskerade im Theater stattfinden; erklären Sie Ihrem Gemahl entschieden, daß Sie diese Maskerade mitmachen wollen.

Wenn es mir erlaubt wird, eine Maskerade zu besuchen, wird es sicher nur unter der einzigen Bedingung geschehen,

daß mich mein Vater begleite, und dann habe ich wieder nichts gewonnen.

Sie werden dabei sehr viel gewinnen.

Glauben Sie das nicht, ich kenne den Alten und meinen Vater besser.

Das mag sein, aber Sie werden dennoch zum Ziele kommen, wenn Sie nur auf meinen Plan eingehen wollen.

Lassen Sie hören.

Wir haben Beide so ziemlich, ich möchte fast sagen, sehr genau einen und denselben Wuchs.

Ich glaube.

Lassen Sie sehen, stellen Sie sich hierher, ganz recht, auch unsere Größe ist genau dieselbe, ebenso ähnlich ist unsere Haltung, nur ist die meine etwas zuversichtlicher, aber das thut nichts zur Sache, — es paßt Alles vortrefflich, und wenn Sie nicht gar zu unentschlossen sein werden, muß unser Plan gelingen.

Ich begreife Sie noch nicht.

Nun — ich will Sie entführen.

Sie wollen mich entführen?

Gefällt Ihnen der Plan nicht? Ziehen Sie es vor, die Gefangene eines geldgierigen Vaters und die Sklavin eines boshaften Graukopfs zu sein?

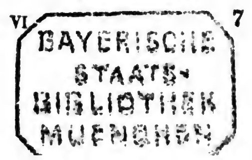
Aber, mein Gott, wohin wollen Sie mich führen?

Ich reise nach Italien, Sie begleiten mich.

Aber ich habe kein Vermögen, wovon wollen wir leben?

Man ist nie arm, wenn man schön ist. Es werden sich schon genug junge Leute finden, die sich in Sie verlieben, und Sie heirathen, wer Ihnen gefällt. Wenn dies übrigens auch nicht sogleich geschieht, ich habe Mittel genug, Sie zu erhalten.

Und mein Vater?



Wie? Haben Sie etwa mit einem Menschen Mitleid, der einen so nichtswürdigen Mißbrauch mit den geheiligten Rechten treibt, welche ihm die Natur verliehen?

Es ist doch immer mein Vater, ich möchte nicht die Veranlassung seines Todes sein.

Drohen und ausführen sind zwei verschiedene Dinge, ich bin überzeugt, daß Ihr Vater nicht daran denken wird, sich das Leben zu nehmen, ein Mann seiner Art findet immer die Mittel, seine Leidenschaft zu befriedigen.

Und wie wollen Sie es anfangen — — —

Sie zu entführen? — Mein Plan ist höchst einfach, und deshalb ist er gut und leicht ausführbar: wir verständigen uns jetzt über die Kleidung, die Sie tragen werden, und alles Uebrige macht sich dann von selbst. Sie haben nur eine Sache dabei zu thun, der Maske zu folgen, welche Sie entführen, und welche einen türkischen Pascha vorstellen wird.

Einen türkischen Pascha?

Diese Verkleidung wird mein Freund, der junge Marquis von Villier, annehmen, ihm folgen Sie, Sie können sich ihm furchtlos anvertrauen. Er wird Sie nach meiner Wohnung führen und Sie sollen daselbst nicht lange auf mich warten dürfen.

Das ist sehr abenteuerlich — es ist ein junger Marquis dabei — —

Schreckt Sie das etwa zurück? — Ist ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren fürchterlicher, als ein eifersüchtiger Alter von siebenzig?

Ich will mir die Sache überlegen.

Gut, überlegen Sie es sich, meine Liebe, und theilen Sie mir Ihren Entschluß mit, wählen Sie zugleich das Costüm, damit ich, im Falle Sie auf meinen Plan eingehen wollen, die

nöthigen Vorbereitungen rechtzeitig treffen kann. Sein Sie aus Liebe zu Ihrem seelenlosen Vater nicht gar zu grausam gegen sich selbst, glauben Sie aber mit der Zeit Ihre Lage verbessern oder sich in solche besser hinein leben zu können, nun, so tragen Sie Ihr Kreuz mit Geduld, es kömmt Alles auf die eigene Kraft und den eigenen Willen an.

Mit diesen Worten verließ ich die hübsche, unglückliche Frau, welche wahrlich der Kindheit näher als der Ehe stand. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Tag festgesetzt. Wir wohnten nämlich in einem und demselben Hause und hatten einen gemeinschaftlichen Garten, in welchem wir uns ziemlich ungenirt sprechen konnten. Es war ja Winter, und der Alte schien keine große Lust zu haben, seiner Frau in den Garten zu folgen, da er ja oben aus dem Fenster ein wachsames Auge auf sie haben konnte. Daß sie mit andern Frauen sprach, schien man ihr nicht wehren zu wollen. Welche Einfalt! — Wie oft sind die Frauen für die Tugend und die Treue der Frauen gefährlicher, als die Männer, und wenn es gilt eine junge Frau gegen die unnatürliche Tyrannei eines Graukopfs und eines Vaters zugleich zu schützen, wird sich nicht jede Frau aus diesem Schutze, dessen die Bedrückte so bedürftig ist, eine heilige Pflicht machen?

Am andern Tage zur bestimmten Zeit traf ich mit meiner armen jungen Freundin wieder zusammen, ich sah es ihr an, daß sie geweint hatte, und sie theilte mir mit, daß ihr Mann sie nicht auf die Maskerade gehen lassen wolle, sie habe aber fest erklärt, sie würde dennoch gehen. Sie sei noch jung und habe ein Recht dazu, die Welt, welche auch für sie da sei, zu genießen. Sie habe einen Mann, nicht aber einen Gefängnißwärter geheirathet, sie sei in die Ehe, aber nicht in einen Käfig getreten. Sie würde also gehen, und wenn man sie von jedem

Vergnügen zurückzuhalten suche, dann werde sie zeigen, daß sie kein willenloses Kind, sondern eine Frau sei.

Ich freute mich eben so sehr über diese Erklärung, als ihr Mann, wie sie mir sagte, davon betroffen wurde. Sie zweifelte nun nicht, daß derselbe sich mit ihrem Vater besprechen würde, und sie versprach mir, am andern Tage das Resultat, welches diese Unterredung ohne Zweifel herbeiführen mußte, mitzutheilen.

Dieses Resultat war zwar ein halber Sieg, der aber doch unserm Plan sehr störend entgegenwirkte. Man gestattete der jungen Frau, die Maskerade zu besuchen, aber ihr Vater sollte sie begleiten und — das Kostüm für sie wählen.

Das wäre nun so weit recht gut gewesen, wenn wir nur gewußt hätten, welches er wählen würde, aber der Abscheuliche wollte nichts davon verlauten lassen, und wir konnten darauf gefaßt sein, daß er bis zum letzten Augenblicke sie in Ungewißheit lassen würde.

Man mußte also von Neuem Opposition machen, und meine junge Freundin hatte nun auch Muth genug gefunden, auf der begonnenen Bahn fortzufahren.

Sie erklärte also ihrem Cerberus geradezu, daß sie über das zu wählende Kostüm allein entscheiden würde. Wir waren darin überein gekommen, ein veilchenblaues Atlaskleid anzuziehen, über welches wir einen Domino von weißem Atlas ziehen wollten, auch alles Uebrige an unserer Kleidung wollten wir ganz übereinstimmend wählen. Ich übernahm es, die Anzüge in Ordnung zu bringen, die Masken zu bestellen und ihr die für sie bestimmte Kleidung zuzusenden.

Nach dieser Verabredung kamen wir noch einmal zusammen. Die junge Frau hatte ihren Willen durchgesetzt. Den Betheuerungen ihres Vaters, er würde diese Auflehnung gegen

seinen Willen nicht dulden, setzte sie die bestimmte Erklärung entgegen, sich um seinen Widerspruch nicht kümmern zu wollen, und er gab endlich nach.

Durch diesen vollständigen Sieg ermuthigt, faßte sie ein Herz zu ferneren Schritten. Sie sagte mir: Meine Liebe, ich will es versuchen, bevor ich meinen Mann verlasse und meinen Vater unglücklich mache, ob ich ihn nicht bestimmen kann, mir freie Hand zu lassen. Ich werde, um seine Lage nicht zu verschlimmern, meinem Manne gegenüber die Alte bleiben, aber von meinem Vater verlange ich Nachsicht, er soll meinen Freuden nicht hindernd in den Weg treten, er soll mir nicht ferner den Weg versperren.

Ich fand diesen Vorsatz zu vernünftig, zu edel, um ihm Widerstand entgegen zu setzen. Wir studirten uns nun einen kleinen Roman ein. Mein Freund, der Marquis, welchem ich die Geschichte meiner jungen Freundin mitgetheilt hatte, nahm lebhaften Antheil an ihr, und erklärte sich zu jeder Handlung bereit, die ihr nützen und ihr Schicksal erleichtern konnte. Er wählte eine Charaktermaske und zwar die eines Pascha's. — Unser Roman versprach recht interessant zu werden und wir konnten kaum den Tag der Maskerade erwarten.

Endlich waren wir so weit.

Der verhängnißvolle Augenblick war da. Ich hatte eine andere Kleidung an als meine Freundin, jedoch hatte ich Kleid, Domino und Maske, welches mich zur Doppelgängerin meiner Freundin machen sollte, für den entscheidenden Moment in Reserve.

Bald sah ich in dem bunten Maskengewühle meine junge Freundin, auch ihren Vater erkannte ich, er blieb ihr beständig zur Seite und wandte kein Auge von seiner im Saale herumflatternden Tochter ab.

Nun näherte sich ihr der Pascha. Mit türkischer Gravität begrüßte er sie, erfaßte ihren Arm und führte sie im Gespräch fort, der Alte folgte ihnen Schritt für Schritt. Ich folgte ebenfalls in einiger Entfernung dieser Gruppe.

Nachdem sich die beiden jungen Leute ein Weilchen unterhalten hatten, steckte der Pascha meiner Freundin eine Blume zu, an deren Stengel ein beschriebenes Blättchen befestigt war, und entfernte sich.

Gleich darauf trat ihr Vater zu ihr und verlangte die Blume zu sehen. Sie löste das Blättchen ab, und gab ihm die Blume. Er verlangte aber auch das Blättchen. Sie hatte den Inhalt, welchen sie schon kannte zum Scheine gelesen, und übergab nun dem Vater nach einigem Sträuben das Verlangte.

Das Zettelchen enthielt die Worte:

Um elf Uhr, meine Schöne, finden Sie Ihren Pascha an dem Haupteingange des Saales. Er hofft nicht vergebens zu warten.

Der Alte zerriß zornig das Blättchen, führte seine Tochter in ein Nebenzimmer und blieb dort eine gute Viertelstunde mit ihr.

Als sie wieder im großen Saale erschien, näherte sich ihr der Pascha wieder, flatterte abermals mit der jungen Frau eine Weile im Saale herum und verließ sie dann.

Ich folgte ihm.

Nun, wie geht es der Armen? fragte ich.

Sie hat einen heftigen Auftritt mit dem Alten gehabt, er wollte sie zwingen sofort die Maskerade zu verlassen. Sie weigerte sich aber entschieden. Er stieß die fürchterlichsten Drohungen aus, und sie gab ihm dagegen die Erklärung, welche sie mit Ihnen verabredet hat. Er wurde sehr betroffen. Jedenfalls hat ihre energische Opposition eine gute Wirkung

gehabt. Der Alte hat zwar seiner Tochter noch nicht nachgegeben und sie mit seinen gewöhnlichen Drohungen verlassen. Aber er scheint jetzt mit sich zu Rathe zu gehen und zu überlegen. Der Alte ist ein Schlaukopf, der sich vor Übereilung wohl zu hüten weiß. Wenigstens hat er die eine Drohung, mit mir anzubinden, sobald ich mich seiner Tochter wieder nähern würde, noch nicht ausgeführt. Wir müssen die Entwickelung abwarten, ich werde aber seine Geduld auf eine harte Probe setzen. Wenn ich Sie jetzt verlasse, dann führe ich die junge Frau, welche mir sehr gut gefällt, in ein abgelegenes Zimmer. Sie wird sich demaskiren, ich muß durchaus ihr Gesicht sehen.

Sie! Sie! sagte ich mit dem Finger drohend, Sie scheinen den Roman um jeden Preis ausspielen zu wollen. Ich hoffe, daß Sie Ihrer Rolle nicht untreu und über unsern Plan nicht hinausgehen werden.

Zittern Sie für mich? fragte der Marquis mit schelmischem Lächeln.

O nein, ich bin weit entfernt, auf Sie eifersüchtig zu sein, es soll mir im Gegentheil sehr lieb sein, wenn Sie die Arme ein wenig zu trösten vermögen.

Sie sind sehr uneigennützig.

Ich gönne dem Unglück seine Freuden.

Ein Beweis wie wenig gut Sie mir sind.

Ich hasse die Tyrannei der Männer, wenn es ihre Unterdrückung gilt, bin ich jeglichen Opfers fähig.

Nach diesem Zwiegespräch trennten wir uns wieder. Mein Freund trat in den Saal zurück, ich folgte ihm.

Bald darauf hatte er die junge Frau wieder gefunden und wollte sich mit ihr entfernen.

Der Alte trat jetzt sehr entschlossen zu ihm heran.

Ich näherte mich der Gruppe und konnte ihren Wortwechsel hören.

Mein Herr, sagte der Alte, ich dulde kein Charmiren mit meiner Tochter.

Das wird wohl von dem Wunsche und dem Willen dieser Dame abhängen, versetzte mein Freund.

Ich hoffe, daß Sie den Willen ihres Vaters respectiren werden, entgegnete der Alte.

Ihre Tochter ist verheirathet und sie hat hier von Niemandem Befehle anzunehmen.

Ich aber verbiete meiner Tochter, mit Ihnen ferner zu reden.

Es kommt ganz auf Ihre Tochter an, ob sie sich diesem Befehle fügen will.

Nein, mein Herr, ich werde mich diesem Befehle nicht fügen, versetzte die junge Frau mit bestimmter Stimme.

So kommen Sie.

Du bleibst hier! rief der Alte und faßte den Arm seiner Tochter. Ziehst Du es etwa vor, hier Skandal zu machen?

Wie Sie wollen, versetzte seine Tochter, ich bin hierhergekommen, um mich zu amüsiren, nicht um eine stumme Zuschauerin zu machen.

Kommen Sie, sagte der Pascha, und führte die junge Frau fort.

Der Alte ließ sie gehen, aber er warf einen sehr häßlichen Blick auf den Pascha.

Ich verfolgte ihn genau mit meinen Augen. Er ging eine Weile nachdenkend im Saale herum, auf diese Energie seiner Tochter schien er doch nicht gefaßt gewesen zu sein, gleichwohl mußte er es für besser gefunden haben, es lieber mit seinem alten Schwiegersohne, als mit seiner Tochter zu halten. Konnte

er wissen, ob nicht der eifersüchtige Alte noch einen heimlichen Wächter bestellt hatte? Er ging endlich entschlossen durch die Zimmerreihe. Ich folgte ihm wieder. Er öffnete das Kabinet, in welches sich der Pascha und seine Tochter zurückgezogen hatten. Sie war demaskirt, die Beiden saßen wie ein verliebtes Pärchen. Der Alte sagte kein Wort und verschwand. Er hatte den Ballsaal verlassen.

Nun war es Zeit.

Wir waren, von dem Alten befreit, nun alle Drei bei einander.

Ich habe nun Alles versucht, sagte die junge Frau, mein Vater will von seiner Handlungsweise nicht ablassen, er hat es mir entschieden erklärt und sein Benehmen beweist es, daß er meinen Widerstand um jeden Preis brechen wird.

Sie haben nun keine Wahl mehr, versetzte ich, wir müssen jetzt anfangen, wo wir hätten enden sollen. Wahrscheinlich ruft Ihr Vater Ihren Alten herbei, und Ihrem Manne gegenüber können Sie Ihren Widerstand nicht fortsetzen. Wenigstens wird man Alles aufbieten, Sie von hier fortzubringen.

Entschließen wir uns rasch, sagte der Pascha, welcher von der jungen Frau ganz entzückt zu sein schien. Wir verlassen den Saal, Sie fahren mit mir nach meiner Wohnung.

Die Entfernung meines Vaters, wandte die junge Frau ein, deren Sache jetzt gänzlich verändert und die alle Zaghaftigkeit bei Seite gesetzt zu haben schien, vereinfacht unsern Plan. Ich möchte doch selbst gern die Entwickelung mit ansehen. Lassen Sie uns unsere Kleider mit einander tauschen, dann kann ich ungefährdet hier bleiben.

Aber wie leicht ist es möglich, sagte ich, daß Ihr Vater mich bemerkt und beobachtet hat, und dann ist eine Entdeckung nicht unwahrscheinlich.

Dann verlassen wir jetzt zusammen den Saal, und der Knoten ist gelöst.

Ich sah meinen Freund fragend an, der ganz nachdenklich dastand.

Dem widersetze ich mich, sagte er endlich, überlassen Sie es mir, meine Damen, den Roman auszuspielen. Ich bleibe jedenfalls hier. Sie aber, meine Damen, werde ich nach meiner Wohnung führen, woselbst Sie meine Zurückkunft erwarten können.

Bleiben Sie, so bleiben wir auch, sagte ich, ich habe ebenfalls meine Rolle noch nicht zu Ende gespielt und ich hoffe, daß dieses nicht ohne Vortheil für Sie geschehen wird.

Nun denn lassen wir es dabei bewenden, sagte die junge Frau, wir tauschen mit unsern Kleidern. Mein Vater war viel zu sehr mit mir und dem Herrn Marquis beschäftigt, als daß er noch ein Auge für andere Personen haben konnte.

Sie haben recht, lassen Sie uns keine Zeit verlieren.

Wir gingen nun in ein Ankleidezimmer, und die Metamorphose war bald geschehen. Ich sah mit einer recht behaglichen Spannung der Entwickelung dieser Intrigue entgegen.

Es währte nicht allzulange, als der Vater der jungen Frau mit zwei andern maskirten Personen in den Saal trat.

Ich glaubte in dem Einen den Alten zu erkennen, wenigstens deutete seine Haltung und sein Gang auf ein hohes Alter. Der andere konnte irgend ein verkappter Polizist sein, denn in Oesterreich mischt sich die Polizei selbst in die Familienverhältnisse, wenn ihre Hülfe begehrt wird.

Wir drei Verschworenen flatterten, jeder auf seine eigene Faust, im Saale herum.

Wir waren also drei gegen drei.

Ich könnte auch sagen, wir waren unserer nur drei gegen einen einzigen, und zwar einen der mächtigsten Staaten, wir

hatten es zugleich mit seinen übermächtigen Gesetzen zu thun, welche dem Vater und dem Gatten so viele und große, der Frau und dem Kinde so geringe dürftige und ohnmächtige Rechte geben.

Wer von uns wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen? dachte ich bei mir.

Nur ein wenig Geduld. Es muß sich bald zeigen.

Die drei Herren suchten und fanden bald, was sie suchten.

Der Pascha und ich, wir begegneten uns und gingen Arm in Arm im Saale umher.

Bald darauf trat der Vater der jungen Frau zu uns heran und sagte mit energischer Stimme:

Wenn Du Dich nicht vor aller Welt blamiren willst, so folge mir sofort. Ich habe Deinen Mann herbeigerufen und ihn bis jetzt noch zurückgehalten, mit Strenge gegen Dich aufzutreten. Siehe, dort steht er, Du wirst ihn schon erkennen. Und Sie, mein Herr, setzte er, zu dem Marquis gewandt, hinzu, ich hoffe, daß Sie es nicht weiter treiben und meine Tochter vor einem beschämenden Eclat, bei dem auch Ihre Ehre dulden würde, bewahren werden.

Ich sagte kein Wort; ich hatte wohl Ursache dazu.

Mein Herr, sagte der Pascha mit der gemüthlichsten Ruhe, Sie können sich nur selbst blamiren, wenn Sie Ihr so höchst unzartes Benehmen fortsetzen. Ich bin, wie Sie sehen, ein Türke, aber ein wirklicher Türke, und zwar ein Pascha von drei Roßschweifen, mein Costüm ist kein erborgtes. Es wird mir daher nicht schaden, wenn ich den hübschen Frauen hold bin, es ist Brauch in meinem Vaterlande, deren mehrere zu gleicher Zeit zu haben. Also lassen Sie uns in Ruhe, ich werde Ihnen aber nicht böse sein, wenn Sie mir Ihre Tochter, in welche ich wahrhaft verliebt bin, zur Frau geben wollen.

Das ist zu arg! rief der Alte.

Und warum ist das zu arg, mein Herr? Ist es nicht gescheuter, einen jungen als einen alten Mann zum Schwiegersohne zu haben? Wollen Sie denn durchaus das Unglück Ihrer Tochter? So lassen Sie ihr doch wenigstens einigen Ersatz für das Elend, in welches Sie das arme Kind versetzt haben. —

Mein Herr, für diese Frechheit werden Sie mir Rede stehen, schnaubte der Alte, und Du folge mir endlich. Meine Geduld ist zu Ende.

Er ergriff heftig meinen Arm, den ich ihm aber wieder entzog.

Gut, sagte der Alte, Du willst es, so mag es sein.

Er entfernte sich, und wir verließen eiligst den Saal und zogen uns in eins der entferntesten Gemächer zurück.

Wir bemerkten wohl, daß uns drei Herren folgten, und benutzten die kurze Zeit uns tüchtig auszulachen.

Dann nahmen wir endlich auf dem Sopha Platz und saßen ganz vertraulich nebeneinander.

Die Herren traten zu uns in's Zimmer, welches sie hinter sich vorsichtig zuschlossen.

Jetzt trat der Herr Ehemann in die Scene und hielt eine Anrede an mich. Es war mir unmöglich auf die Länge auszuhalten, ich erfaßte die Hand meines Freundes und wollte ihn fortführen. Aber augenblicklich donnerte mir ein dreifaches Veto entgegen und sechs Arme packten mich zu gleicher Zeit.

Das heißt doch den Spaß zu weit treiben, rief ich endlich mit verstellter Entrüstung und ließ meine Maske, wie zufällig, von meinem Gesichte abgleiten.

Man denke sich die Bestürzung und Ueberraschung der beiden Alten, als sie eine fremde Physiognomie sahen.

Lachend entfernten wir uns und ließen die Verdutzten in ihrer Verlegenheit wie die Narren stehen.

Im Saale trennten wir uns augenblicklich wieder. Ich flatterte lustig und heiter wie ein Schmetterling umher, hütete mich aber wohl, mit meiner jungen Freundin zu sprechen, welche alle Schüchternheit abgelegt hatte und sich mit den Masken ganz gut zu amüsiren schien.

Bald sah ich die Alten wieder, welche im Saale herumkrochen, um ihre entflohene Gefangene aufzufinden; ich hatte noch einige Male das Vergnügen, von den Alten erfaßt zu werden, welche noch immer an eine Doppelgängerin glaubten.

Ich ergötzte mich jedesmal an seiner Verlegenheit.

Endlich schlug die Stunde der Demaskirung.

Auf diesen Augenblick schienen die Alten inbrünstig zu warten.

Aber wir fanden es inzwischen für gerathen, diese Zeit nicht abzuwarten, und ich fuhr mit meiner Freundin nach des Marquis Wohnung. Er selbst blieb im Ballsaale zurück. —

Wie diese possirliche Geschichte nun endete? —

Sie endete über alle Erwartung gut.

Als die Alten vergebens nach meiner Freundin suchten, schienen sie zu glauben, daß sie bereits nach Hause gefahren sei.

Der alte Ehemann fand es ebenfalls für gerathen, nach Hause zurückzukehren, doch hatte er dem Schwiegervater zuvor die bittersten Vorwürfe gemacht, und dabei Einiges von Entziehung der Rente fallen lassen.

Der Vater blieb zurück, denn es konnte ja auch möglich sein, daß sich seine Tochter wieder einfinden würde.

Jedenfalls, setzte er voraus, hat sie die Gelegenheit dieses atalen Maskenballes nur zu gut benutzt, ihrem Manne unreu zu werden, und ich bin verloren.

In dieser zerknirschten und traurigen Stimmung fühlte er plötzlich eine Hand, die sich auf seine Schultern legte.

Er wandte sich um und erkannte nicht ohne Verlegenheit den Pascha von drei Roßschweifen.

Mein Herr, sagte er, ich habe eine sehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen. Haben Sie die Güte mir in ein andres Zimmer zu folgen.

Erstaunt folgte ihm der Alte.

Mein Herr, fuhr der Pascha fort, als er sich mit dem Alten allein befand, Sie haben eine sehr schöne Tochter, aber leider einen sehr häßlichen Schwiegersohn. Ich bin zwar kein Pascha, aber Marquis, und ich glaube nicht zweifeln zu dürfen, daß mein Vermögen, über welches ich völlig unabhängig verfüge, dem ihres Schwiegersohns wenigstens gleichkommt. Auf jeden Fall besitze ich genug, Ihnen unbedingt die Mittel zu gewähren, deren Sie zu einem standesgemäßen, sorgenlosen Leben bedürfen. Ich mache, wie gesagt, die Gewährung einer Rente von keiner Bedingung abhängig, Sie brauchen sich durchaus nicht dem schwierigen Geschäfte zu unterziehen, eine junge, liebenswürdige und lebenslustige Dame zu bewachen, diesem Berufe würde ich ganz allein, ohne allen Nachtheil für Sie, obliegen. Uebrigens glaube ich, daß Ihre Tochter für mich die Gesinnung hegt, welche jede Disharmonie zwischen uns unmöglich machen wird, und ich bin so glücklich, noch jung genug zu sein, den Lebensanforderungen einer jungen Frau genügen zu können. Also kurz zur Sache: Wollen Sie mir Ihre Tochter geben?

Meine Tochter—? stammelte der Alte, welcher nicht wußte, was er zu dieser Eröffnung sagen sollte.

Doch mein Freund beeilte sich, ihm das Räthsel aufzuklären, und der Vater, welcher eine Ehescheidung mit dem Alten für leicht hielt, gab am Ende mit Freuden zu einem Vorschlage seine Einwilligung, welcher seine Lage so sehr verbesserte.

Nachdem sie nun über die Ausführung dieses Planes das Nähere verabredet hatten, trennten sich die beiden Männer im besten Einvernehmen, Jeder für sein Theil mit der Entwickelung des Romans vollkommen zufrieden.

Wir erwarteten indessen mit Spannung den Herrn Pascha.

Liebe Lola, sagte der Marquis, als er zu uns eintrat, mit einer feierlichen Stimme, die ich an ihm gar nicht gewohnt war, Sie haben es sich selbst und Ihrer Großmuth beizumessen, daß Sie heute um einen Liebhaber ärmer geworden sind.

Ich werde mich leicht trösten können, versetzte ich, denn ich habe Sie niemals als solchen betrachtet. Ich hielt Sie für einen Freund, und der werden Sie mir hoffentlich auch bleiben.

Bis an's Ende aller Tage, versetzte der junge Mann mit herzlichem Händedruck.

Nun aber die Erklärung! bat ich.

Der Marquis erzählte die Unterredung mit dem Vater meiner Freundin, welche verlegen die Augen niederschlug. Sie war wirklich reizend. Das Pärchen sank sich in die Arme und küßte sich herzlich satt.

Nun aber müssen wir aufbrechen, sagte er endlich, wir müssen uns trennen, um uns bald auf ewig wieder zu vereinen. Ich habe Ihrem Vater versprochen, Sie ihm sofort zuzuführen. In diesem Fall sind Sie vor üblem Leumund gesichert. Man wird sagen, Sie haben es bei Ihrem Manne, der Sie durch

:enzenlose Eifersucht tyrannisirt, nicht länger aushalten können, nd Sie werden bei Ihrem Vater so lange bleiben, bis die 5cheidung erfolgt ist, und dann —

Und dann heirathen Sie, und mich lassen Sie indessen in Gottes Namen allein nach Italien und Spanien reisen, wandte ch ein.

Das ist garnicht nöthig, meine Freundin, sagte der Marquis, bleiben Sie in Wien, bis die Sache abgemacht ist, dann begleiten wir Sie.

Deshalb, sagte ich, beunruhigen Sie sich nicht, es wird mir an Begleitern nicht fehlen, wenn ich deren suche. Sie wissen ja selbst, wie viele sich mir schon angeboten haben. Aber ich werde allein reisen, und mal wieder die ganze Lola sein, frei und ungebunden. —

Ich hielt Wort und verließ bald nach diesem kleinen Roman das schöne Wien.

Aber ich nahm das schöne Bewußtsein mit auf den Weg, das Glück einer jungen Frau befördert, ein armes Weib von doppelter Tyrannei befreit zu haben.

Ja wahrlich, wenn wir Frauen uns nur stets uneigennützig die Hand zur Hülfe reichen wollten, wir würden dadurch mächtig werden und sehr viel Unglück verhindern, sehr viel Glück hervorrufen können, aber ich wiederhole:

Wir Frauen üben gegenseitig an uns selbst die größte Tyrannei aus.

Hundertsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Venedig.

Italiens Geschick. — Italiens Zukunft. — In Venedig. — Der St. Markusplatz. — Der Dogenpalast. — Die Seufzerbrücke. — Die Bleigefängnisse. — Die Oestreicher. — Das Arsenal. — Die Marterwerkzeuge. — Trophäen aus Constantinopel. — Byron's Haus. — In der Gondel. —

Meine Reise von Wien bis nach dem classischen Italien war voll Abwechselung und angenehmer Erlebnisse. Ich bin mit Männern zusammen gekommen, welche in der Geschichte unserer Tage eine Rolle spielen, ich habe die Städte gesehen, die ehrwürdig sind durch ihre geschichtlichen Erinnerungen, durch ihre Kunstschätze, die sie bergen, durch das Schicksal, von welchem sie in früherer Zeit und in der Gegenwart betroffen worden sind. Ich habe Rom, Venedig, Neapel und Mailand gesehen, ich habe mich in allen diesen Städten längere Zeit aufgehalten, und ich könnte einige Bände füllen mit den Anschauungen, die ich daselbst gewonnen, den Erfahrungen, welche ich daselbst gemacht, den Empfindungen, welche diese Städte nnd ihr Geschick in mir erweckt haben. Ich habe in Rom den Papst, der damals noch vergöttert wurde, und den Clerus kennen gelernt, ich habe das Kapitol gesehen, diesen ewigen

Thron der Weltherrschaft in der ewigen Stadt, ich habe in dem großen, steinernen Buche gelesen, welches die Weltgeschichte umfaßt, die ganze Weltgeschichte mit ihren schrecklichen Verirrungen, ihren blutigen Kämpfen, ihren erhabenen Ideen, ihren großen Geistern und kleinen Menschen. — Ich habe das Land kennen gelernt, welches gleichsam das verzogene Kind der Natur ist, welches von ihren Gaben die herrlichsten und kostbarsten erhalten hat, das Land, in welchem die Bewohner die Bedürfnisse ohne Anstrengung erhalten, das Land, welches Ansprüche darauf hat, ein wirkliches Paradies zu sein, und welches dennoch ist getaucht in Blut, heimgesucht von dem grausamsten Elend, welches nicht aufgehört hat, der Tummelplatz der Leidenschaften zu sein, in welchem keine anderen Stimmen hörbar waren, als das Donnern der Kartätschen, das Klirren der Ketten, das Anathema derjenigen, welche den Segen und den Fluch zu ihren Waffen machen.

Wenn man von einem solchen Lande erzählen will, wird man von dem tragischen Geschicke desselben übermannt, seine entsetzliche Geschichte schwebt uns wie ein Gespenst, wie ein drohender Schatten unaufhörlich vor Augen, man wagt es nicht, von Ruinen, Blut und Hochgericht umgeben, an seine profanen Erlebnisse zu denken, ja man erschrickt, wenn man an die schönen, glühend dunklen Augen der lebenslustigen Italienerinnen und Italiener denkt, welche neben und über Vulkanen schlafen, welche scherzen zwischen den zerstümmelten Meisterwerken des Alterthums, zwischen den gigantischen Trümmern einer gigantischen Vorzeit und den neuerbauten Citadellen und den Galgen der Gegenwart, auf der Lava und neben den Wogen einer revolutionären Gährung, — aber die Italiener nun sind eben Italiener, sie sind es gewohnt zu leben und zu sterben

auf Vulkanen, auf Trümmern, auf untergegangenen Städten und Welten. —

Freilich sah 1844 die Gegenwart Italiens noch nicht so trübe wie heute aus, die Bewegungen der Napoleonischen Zeit mit ihren schlimmen Nachwehen schienen ziemlich verschmerzt zu sein, aber dennoch war die Stimmung des Landes im Ganzen eine sehr düstere, freilich mehr in den obern Schichten der Gesellschaft. Ich kann hier nur wiederholen, was der große Amerikaner von diesem unglücklichen Lande gesagt hat: die Natur scheint Italien zu einem für sich bestehenden Ganzen bestimmt zu haben, es sollte ein einziges Land und Reich, kein zerstückeltes, zerrissenes sein. Seine Bevölkerung redet dieselbe Sprache, seine Grenzen umgiebt das Meer, und durch ein Bollwerk hoher Gebirge ist es von dem übrigen Europa abgeschieden, seine so beträchtliche Ausdehnung, seine alte Geschichte, seine abgeschlossene Lage, sein durchaus verschiedenes Interesse, Alles scheint auf das große Ziel einer einigen Verschmelzung seiner gewaltsam getrennten Landestheile abzuzwecken. Dieses soll auch der Plan Napoleons gewesen sein. Anstatt aber ein engverbundenes, für sich bestehendes und selbstständiges Reich zu sein, ist das Land in mehr als ein halbes Dutzend Staaten zerstückelt. Eins der größten und vielleicht das einzige Hinderniß der Vereinigung sämmtlicher italienischen Staaten in ein einziges Reich liegt in dem erblich fortgepflanzten Haß und Mißtrauen der Einwohner der einzelnen Länder gegeneinander.

Die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen italienischen Staaten haben so viele kleine und kleinliche Abweichungen von einander, daß die Wünsche der Patrioten hauptsächlich auf eine föderative Republik hindeuten, wie etwa die Schweiz. Früher oder später wird Italien unvermeidlich ein einzelner

Staat werden. Dies ist eine Folge, die aus den bestehenden Verhältnissen unabewendbar hervorgehen muß, obschon die Mittel wodurch dies bewirkt werden könnte, bis jetzt noch Wenigen einleuchten möchten. Als eine für sich bestehende Nation müßte Italien, welches 18 — 20 Millionen Bewohner zählt, über das mittelländische und das adriatische Meer herrschen, aber eben dieses Umstandes wegen möchte die Eifersucht Frankreichs und Englands der Vereinigung der italienischen Staaten weit mehr Hindernisse in den Weg legen, als die östreichische Uebermacht. Wenn daher auch eine föderative Republik zu Stande käme, so würde Englands und Frankreichs Tendenz darauf gerichtet sein, die einzelnen conföderirten Staaten mit einander zu entzweien und hieraus ergiebt sich schon, daß eine föderative Republik nicht das geeignete Mittel zur dauernden Consolidation Italiens sein dürfe.

Doch ich will es versuchen, einen Blick von den traurigen politischen Zuständen der Gegenwart abzukehren, und ein Paar Blätter aus dem merkwürdigen Geschichtsbuche aufschlagen. Es ist möglich, daß, wenn ich mich so vieler todter Dinge erinnere, die einst lebten und blühten, auch an mich selbst wieder gedenke, die jetzt noch lebt und liebt — aber dereinst, gleich diesen schönen vergangenen todten Dingen, ebenfalls der Vergangenheit angehören wird.

Nun, das Sterben ist an sich kein trostloser Gedanke; beerben uns doch Menschen, die gleich uns aus Fleisch und Blut bestehen, die leben, schaffen und wieder sterben, bis wir Alle, Alle in den Schooß unsers Herrn Vater Adam zurückgekehrt sein werden — und was dann unser Herr Vater mit uns und sich selbst beginnen wird?

Ja, da liegt's — muß ich mit dem großen Britten sagen.

Ich spreche zuerst von Venedig, dieser alten Dogenstadt,

dieser dereinstigen Beherrscherin des Meeres, welche jetzt von Radetzky beherrscht wird.

Ich hatte mir Venedig immer als eine Stadt ohne Straßen gedacht und war nicht wenig überrascht, deren eine ziemliche Anzahl zu finden. Ich sah den berühmten St. Markusplatz, welcher von großartigen Palästen umgeben ist, die alle ein höchst pittoreskes Aussehen haben. Es kam mir, als ich sie so von dem Mondschein, dessen Wirkung mir niemals so zauberhaft vorgekommen ist, beleuchtet sah, wie versteinerte Geister vor. Es sind nur wenige von diesen Palästen, die nicht schon ein Jahrtausend hier Wache halten. Und nun die uralte St. Markuskirche, welche diesen Palästen gegenüber steht. Es wurde mir bei ihrem Anblick ganz komisch zu Muthe! — Der alte Dogenpalast kam mir wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht vor, all die schönen und entsetzlichen Bilder, welche sich an diesen Palast knüpfen, tauchten in meiner Erinnerung auf.

Von der Seite des Dogenpalastes, welche nach dem Meere steht, kam ich nach dem berühmten oder berüchtigten „Broglio" — berühmt und berüchtigt zugleich ist fast alles Merkwürdige in Venedig — einem Bogengang, durch welchen ehemals nur der hohe Adel gehen durfte. Das war doch eine ächt republikanische Auszeichnung. Durch diesen Broglio gelangt man zu einer Brücke, die über einen Kanal führt. Diese Brücke, oder vielmehr dieser bedeckte Gang verbindet den Palast mit den Gefängnissen jenseits des Kanals. Es ist die berüchtigte — Seufzerbrücke. Wer kann sie, ohne zu seufzen und der armen Schlachtopfer, welche darüber zum Tode schreiten mußten, zu gedenken, ansehen! — Von der Seufzerbrücke sieht man nach den unter dem Wasser ausgemauerten Gefängnissen, welche sich an der Seite des Wasserthores befinden, nach einem Blick in

die finstere Tiefe richtet man das Auge gern wieder zu dem schönen Himmel Venedigs empor — aber ach — da sieht man die furchtbaren Bleidächer und wendet sich mit Grausen von diesem Platze weg.

Demungeachtet ertönte vom St. Markusplatze die schönste Musik. — Ich horchte auf. Es war keine italienische, es war deutsche Militärmusik. Es wurde mir sonderbar um's Herz. Eine klagende, elegische Musik würde in diesem Venedig besser am Platze sein. Aber was kümmern den Deutschen Venedigs Trümmer? Was kümmert ihn das Bruchstück vergangener Herrlichkeit? Was kümmert ihn Italien? Er gebietet in der alten Lagunenstadt, und während die schwarzen Gondeln wie Särge durch die Kanäle gleiten, während die Stadt ringsum von Todesstille umgeben ist, ertönt auf dem St. Markusplatz die rauschende Militärmusik der Oestreicher, welcher das Volk in bunten Gruppen zuhorcht, still, ohne Regung der Freude oder des Schmerzes.

Venedig ist in der That still und todt, nur auf dem St. Markusplatz ist Leben, hier sieht man Fremde aller Nationen, Türken, Engländer, Franzosen, Deutsche die herrliche Abendluft Venedigs genießen. Darunter erblickt man viele sinnige Physiognomien, denn wer in dieser Stadt lebt, wird von den gewichtigen Gedanken, welche sie erweckt, unwillkührlich hingerissen.

Es lag nicht in meiner Absicht, länger als einige Tage in Venedig zu verweilen, aber ein Zufall ließ mich meinen Entschluß ändern. Als mir nämlich im Gasthofe das Fremdenbuch vorgelegt wurde, bemerkte ich einen mir sehr bekannten Namen darin. Der Herr, welchem dieser Name angehörte, hatte bereits das Hotel verlassen und ein Haus auf dem St. Markusplatze bezogen. Ich sandte ihm meine Adresse und am

andern Tage besuchte er mich. Es war ein junger Russe. Er redete mir so lange zu, bis ich ihm das Versprechen gab, noch einige Tage in Venedig zu bleiben und dann in seiner Gesellschaft die Reise fortzusetzen. Dafür versprach er mir, mir das Leben in Venedig so angenehm als möglich zu machen.

Obwohl mein guter Freund sein Versprechen hielt, wurde mir dennoch die Zeit in der Dogenstadt sehr lang. Ich sah mir noch alle Merkwürdigkeiten an, namentlich das Innere des Dogenpalastes, welches seinem Aeußern entspricht. Dieser Palast birgt viele Kunstschätze, worunter sich auch einige Meisterstücke von Titian befinden. Man kann überhaupt keinen Schritt in Venedig thun, ohne an seine alte Größe erinnert zu werden. Nirgend, Rom ausgenommen, drängt sich die Vergangenheit so gewaltsam unserer Phantasie auf. Hier sind Trophäen aus Constantinopel, welche uns plötzlich daran erinnern, daß diese Stadt noch vor einigen Jahrhunderten eine christliche gewesen. Ist es nicht merkwürdig, daß man, nachdem man solche ungeheuren Anstrengungen gemacht, das asiatische Jerusalem den Türken zu entreißen, welches niemals christlich war, obgleich diese Stadt das Grab des Stifters des Christenthums birgt, eine europäische Stadt, wie Constantinopel, in die Hände der Türken fallen ließ und daß sich nicht ganz Europa wappnete, diese herrliche Stadt wieder zu gewinnen? Freilich dankte man damals Gott, daß die Türken Europa in Ruhe ließen und war sehr zufrieden, daß man einen polnischen Helden fand, welcher verhinderte, daß sogar Wien türkisch wurde.

Im Arsenal von Venedig hängen auch noch einige Fetzen der ehemaligen Größe der Lagunenstadt, alte verblichene Fahnen, die sie unter ihren alten Heldenbogen erbeutet hat, man sieht aber auch noch die schrecklichen Folterwerkzeuge, die ehemals hier sehr fleißig in Anwendung gebracht wurden, denn

wo gab es eine schlimmere Inquisition, als hier? Nur, nachdem man diese Werkzeuge gesehen hat, vermag man sich mit dem Gedanken des gegenwärtigen Verfalls dieser Stadt zu versöhnen, und man ärgert sich weniger, daß jetzt der östreichische Adler da seine Fittige entfaltet, wo ehemals der Löwe seinen Schweif hob und seine Mähnen schüttelte.

Das Haus, in welchem der ausschweifende und geniale Byron wohnte, vergaß ich auch nicht zu sehen. Unser Cicerone — ich sah alle diese Dinge mit meinem russischen Freunde — erzählte uns eine Menge erbaulicher Anekdoten von seinen Liebesabenteuern, deren er hier unzählige gehabt haben soll. Aber diese Ciceronis wissen aus Allem Etwas zu machen. Diese Leute sind namentlich durch die vielen hierherkommenden Engländer verwöhnt, die gar nicht müde werden, sich von ihrem großen Byron tausend Dinge erzählen zu lassen, von denen neunhundertneunundneunzig erlogen sind. Aber man befriedigt doch ihre Neugierde, und die Venetianer sprechen so gerne von der Vergangenheit — es ist Alles, was sie haben. —

Mein Russe hatte die Leidenschaft, die Abende auf der Gondel herumzufahren. Ich leistete ihm jedoch nur selten Gesellschaft und zog es vor, meine Zeit auf dem St. Markusplatz zu verbringen. Man fährt übrigens in diesen Gondeln, wie in einem Wagen. Denn sie haben Zelte, und wenn man die Vorhänge derselben schließt, sitzt man wie in seinem Boudoir. Gar manch verliebtes Pärchen schaukelt auf diese Weise, jedem neugierigen Blicke entzogen, auf den Kanälen herum. Die Liebesintriguen werden durch diese schwimmenden Boudoirs außerordentlich begünstigt.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt verließen wir endlich Venedig. Mein Freund Russe wurde der Gondeln doch endlich überdrüssig. Er sehnte sich wieder danach in einem Wa-

gen auf dem Fußboden herumzujagen und das Geräusch der Räder zu hören. Es muß allerdings besonders einem Petersburger seltsam vorkommen, in einer großen Stadt nicht eine Equipage und kein Pferd zu sehen. —

Die Equipagen der Venetianer sind die Gondeln, mit welchen die Reichen eben solchen Luxus treiben, wie er anderswo mit den Equipagen getrieben wird. So lästig auch das Straßengeräusch in den großen Städten werden kann, so wird doch auch in Venedig die Stille lästig, welche dadurch hervorgebracht wird, daß man niemals einen Wagen rollen hört, und ich und mein Begleiter freuten uns wirklich recht sehr, als wir einmal wieder in einem Wagen saßen und das so lang entbehrte Geräusch wieder vernahmen.

So lebe denn wohl, du gefesselter venetianischer Löwe, du hast einmal wieder den Kampf mit dem Adler gewagt, aber dir waren die Mähnen während deiner Gefangenschaft nicht gewachsen, deine Kraft ist wahrscheinlich auf immer dahin. So sehr du dich auch krümmen magst unter den Krallen des Adlers, du bist besiegt!

Hundertachtundzwanzigstes Kapitel.

Loretto.

Die Santa Cansa. — Merkwürdige Geschichte derselben. — Der Schatz der heiligen Jungfrau. — Ihre Toilette. — Sonst und Jetzt. — Ankunft in Rom. —

Kurz vor Ferrara sahen wir zum letzten Male den östreichischen Adler und ein östreichisches Zollhaus, die Stadt Ferrara gehört zum Kirchenstaat. So waren wir denn jetzt im Lande des heiligen Vaters.

Ferrara ist eine der größten Städte Italiens, aber sie ist öde und menschenleer. Das Schloß der ehemaligen Herzöge von Este sieht düster und unheimlich aus, wie ein Gefängniß. Hier wurde einst Tasso gefangen gehalten. Wir hielten uns in Ferrara nicht lange auf, denn der Aufenthalt in dieser Stadt gewährt nichts Angenehmes; es ist peinlich, in einer großen Stadt zu sein, in welcher im buchstäblichen Sinne des Wortes die Straßen mit Gras bewachsen sind.

Bedeutend kleiner als Ferrara ist die Stadt Loretto, aber dieses Städtchen sieht bei Weitem freundlicher aus und ist auch belebter. Früher soll der Menschenstrom hierher noch viel bedeutender gewesen sein, aber die Menschen waren ehe-

mals auch weit gläubiger und religiöser als jetzt. Seitdem die Welt so ganz und gar von der Ketzerei angesteckt ist, wird nichts Heiliges mehr recht geachtet, selbst die Santa Casa hat ihre Anziehungskraft verloren. So klagte nämlich unser Cicerone, welcher uns nach der Santa Casa oder dem heiligen Hause führte. Diese Santa Casa ist nichts anderes, als das Haus — Josephs. Dieses Haus, hat nur Ein Fenster, durch welches der Engel hereingekommen sein soll, die Geburt Christi zu verkünden. Es ist aus Backsteinen gebaut und von sehr ärmlichem, dürftigem Aussehen, aber kostbar ist die Umhüllung, in welche man das Häuschen hineingesetzt hat. Der marmorne Fußboden in und außerhalb des heiligen Hauses ist schon bedeutend abgenutzt. Die Pilgrimme pflegen nämlich auf den Knieen an den marmornen Wänden außerhalb und im Innern auf dem Fußboden herum zu kriechen, von diesem Rutschen haben die Wände eine Höhlung bekommen, die am besten bekundet, wie ungeheuer der Zudrang hier ehemals gewesen sein muß.

Da das Haus sich ganz in seiner ursprünglichen Einrichtung, die es zur Zeit Josephs hatte, befindet, so enthält es noch verschiedene Dinge, die sehr heilig gehalten werden. Das Muttergottesbild, welches aus Cedernholz vom Libanon geschnitzt sein soll, ist durch ein silbernes Gitterwerk von den übrigen Gegenständen abgesondert.

Diese Mutter Gottes, welcher die Kirche von Loretto gewidmet ist, hat viel Aehnlichkeit mit den Marienbildern, welche ich in Petersburg und Moskau sah. Ich glaubte zuerst, die donische Mutter Gottes zu sehen. Sie hat ein sehr gebräuntes Gesicht und sah einem barbarischen Götzenbilde bei Weitem ähnlicher, als dem Ideale, welches wir uns von der Christusmutter zu machen pflegen. —

Ich bin überzeugt, daß nicht wenige profane Menschenkinder und namentlich Frauen die Christusmutter von Loretto beneidet haben, denn wohl keine Prinzessin, keine Königin besitzt eine prachtvollere Toilette, welche in einem großen Schrein bewahrt wird. Ihre Kleider bestehen aus den kostbarsten Stoffen und sind mit Gold und Juwelen reich besetzt. Ebenso werthvoll ist ihr Schmuck, welcher aus den schönsten und prachtvollsten Perlen und Armbändern besteht. Aber hiermit ist der Reichthum der heiligen Mutter nicht zu Ende. Sie besitzt noch eine Menge niedlicher und werthvoller Gegenstände, und erhält deren noch immer mehr. Denn Souveräne und reiche Privatpersonen beeifern sich ihren Schatz zu vermehren.

Auch steht der heiligen Jungfrau eine ganze Spezereikammer zur Verfügung, welche wie eine Bibliothek eingerichtet ist, mit dem Unterschiede, daß die Repositturen statt der Bücher Büchsen enthalten, an denen sich Stellen aus der heiligen Schrift und herrliche Zeichnungen von Raphael befinden. Jeden Sonntag und an den hohen Festtagen wird die Jungfrau umgekleidet und geputzt, was mit großer Feierlichkeit geschieht. Ganz Loretto ist dann in der Kirche versammelt, welche sehr geräumig ist und außer dem heiligen Hause, welches gerade in der Mitte der Kirche steht, wohl noch an zwanzig Kapellen enthält.

So reich übrigens der Schatz der Santa Casa gegenwärtig ist, soll er ehemals dennoch bei Weitem größer und kostbarer gewesen sein. Die Franzosen, denen so viel in die Schuhe geschoben wird, sollen auch diesen Schatz fortgebracht haben. Es ist aber anzunehmen, daß andere Hände dabei thätig gewesen sind, denn man wird den Schatz wohl nicht bis zu ihrer Ankunft da liegen gelassen haben. Unser Cicerone wurde sehr traurig, als er uns mit kläglicher Stimme von

dieser ehemaligen Herrlichkeit der Santa Casa erzählte. Ja, sagte er, unsere Frau zu Loretto besaß ehemals größere Schätze, als alle europäischen Könige und Königinnen. Sie konnte wohl dreimal täglich ihre Prachtgewänder wechseln, und ihre Renten betrugen mehr als 40,000 Kronen jährlich. Er zeigte uns auch das Verzeichniß von den Schätzen, welche die heilige Jungfrau ehemals besaß.

In der Kapelle hingen eine Menge silberner und goldener Lampen, welche zum Theil funfzig, achtzig und über hundert Pfund Gewicht hatten. Zur Rechten des Marienbildes stand ein aus massivem Golde gegossener Engel, welcher der Maria ein Herz überreichte. Die Gemahlin des Königs Jacob II. von England hatte ihn der Maria verehrt, um sich von ihr einen Prinzen zu erbitten, den sie dann auch wirklich erhalten hat. Auf der anderen Seite befand sich ein silberner Engel. Ein ähnlicher silberner Engel, welcher nicht weniger als dreihundert Pfund wog, stand ihr gegenüber. Er hielt ein goldenes Kind von vierundzwanzig Pfund Gewicht auf seinen Armen.

Alle diese Schätze und noch unzählige andere von ungeheurem Werthe sind jetzt verschwunden. Wo sie jetzt sein mögen? — Den Franzosen hat man sicher nichts in die Hände fallen lassen. Die italienische Geistlichkeit wußte ihre Schätze zu hüten. Und man konnte es ja wissen, daß die Franzosen, sobald sie den italienischen Boden betraten, auch hierher kommen würden. —

Die Geschichte von der Transportirung der Santa Casa vom heiligen Lande nach Loretto klingt sehr wunderbar, und es mag Jeder mit sich selbst abmachen, ob sie glaubwürdig sei oder nicht. Bei Gott ist nichts unmöglich, das ist wahr, und wer einmal an Wunder glaubt, kann auch an dieses Wunder glauben.

Die wunderbare Geschichte ist in verschiedenen Sprachen an den Mauern der Kirche zu lesen, auch erhält man die Erzählung derselben für einen sehr geringen Preis. Dieser zufolge ist die Santa Casa wirklich das Haus, in welchem die heilige Jungfrau geboren worden ist. Es war in einer Straße zu Nazareth und wurde im Jahre 1291 von Engeln nach Trosato getragen, später kam es nach Recanati, wo sich die Bäume bei Annäherung des heiligen Hauses ehrfurchtsvoll gebückt haben sollen.

Aber die Räuber jener Gegend bedrohten die zahlreichen, frommen, zum heiligen Hause wallfahrenden Pilgrimme mit den größten Gefahren. Der Ort, an welchen es jetzt versetzt wurde, war eben nicht glücklicher gewählt, und es wurde abermals durch die Lüfte entführt und nach seinem jetzigen Platz hingetragen.

Es fehlt nicht an mannigfachen Beweisen für die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung, und diese Beweise sind in der That sehr überzeugend — wenn sie bewiesen werden können. — In Nazareth soll nämlich das Haus wirklich plötzlich verschwunden und nur das Fundament desselben zurückgeblieben sein. Die einzelnen Bruchstücke am Fundamente passen genau in die des Hauses. Auch das Baumaterial, das Raumverhältniß soll genau dasselbe sein, u. s. w.

Wir ließen uns dies Alles gesagt sein und glaubten daran, was uns glaubwürdig schien, d. h. — Nichts.

Nachdem wir eine Nacht in Loretto zugebracht hatten, machten wir uns wieder auf und setzten unsere Reise nach der ewigen Stadt fast ohne Aufenthalt fort. Die Städte, welche wir passirten, Vicenta, Macerata, Tolentino, Spoleto, Terni und Marei boten nichts besonders Bemerkungswerthes dar. Freilich läßt sich von jeder dieser Städte etwas erzählen, denn

es giebt ja in Italien fast keinen Flecken, an welchen sich nicht irgend ein historisches Interesse knüpfte.

Aber auf das höchste erregt und bewegt wurde ich, als ich endlich die alte, für die Welt so verhängnißvolle Siebenhügelstadt vor mir sah. Je näher wir dieser Stadt kamen, je mehr häuften sich die alten, historischen Monumente, die vor ihr her ausgestreut sind. Ich wurde von dieser Unzahl großartiger Gegenstände überwältigt, und ein heiliger Schauer durchrieselte mich, als ich durch die **Porta del Popolo** in die classischste Stadt des Erdbodens einfuhr.

Welch ein Contrast der Vergangenheit und der Gegenwart, des Lebens und der Ruinen, der Zerstörung und des Schaffens, der Einöde und des Paradieses, der Campagne und Rom!

Hundertneunundzwanzigstes Kapitel.

Rom.

Der Fasching. — Theater. — Maskerade. — Confettigeschütz. — Mocheletti. — Der Corso. — Das Wettrennen. — Nach dem Fasching. — Feierliche Ceremonien.

Wenn man, wie ich in Rom, gerade während der Faschingszeit ankömmt, dann vergißt man einen Augenblick, daß man in einer Stadt ist, die eigentlich nur der Schatten desjenigen Rom ist, welches vor 2000 Jahren die Weltherrscherinn war. Man vergißt es, daß man sich in einer Stadt bewegt, die auf dem Trümmern und zwischen den Trümmern und dem Schutte einer andern steht, man vergißt es, daß man sich unter einem Volke bewegt, welches der Erinnerung und seiner großen Vergangenheit gehört, welches zwar der Erbe, aber nicht der Nachkömmling jenes Volkes ist, welches den Erdball erzittern machte, und zu dessen Untergange die größte aller Völkerrevolutionen, die Völkerwanderung eintreten mußte.

Man verliert sonach einen Augenblick den Sinn für das gewesene Rom, das es doch hauptsächlich ist, was wir in Rom suchen, und lebt ganz und gar mit der Gegenwart und in der Gegenwart. Man wirft sich in das belebte tolle Gewühl, und die große Glocke, welche den Anfang des Faschings ver-

kündet, wirkt auf uns so elektrisch, als vernähme man die Posaune zur Auferstehung. In der That scheint das ernste düstere Rom bei diesem Klange wie aus langem Schlummer zu erwachen, es rüttelt sich aus seinen Träumereien auf und wird einmal wieder Rom, wenn auch nicht das alte, so doch immer das einzige, ewige Rom.

Plötzlich läßt die geistliche Strenge nach, mit welcher der Papst regiert, die Vergnügungen kommen auf die Tagesordnung, die Schauspielhäuser öffnen sich, die Ballette, die Opern finden statt, die Masken durchschwärmen die Straßen und die Ballsäle.

Alle öffentlichen Maskeraden werden nur in den Theatern gehalten, und es gewährt kein kleines Vergnügen, sich unter diesen Masken zu bewegen. Man sieht Charactermasken aller Art, aber der Domino für die ernsthaften Leute, welche nur beobachten wollen, und der Arlecchino für die Leute, die gern lachen und Andere lachen machen wollen, sind ziemlich vorherrschend, vor Allem aber sind die drolligen Einfälle und Launen belustigend, welchen sich die Italiener und die lebenslustigen Fremden in dieser Zeit privilegirter Ausgelassenheit mit ganzer Seele hingeben. Die verschiedenen Scenerien auf den Straßen übertreffen alle Einbildung und Vorstellung, welche man sich vom römischen Carneval, ohne ihn gesehen zu haben, machen kann. Glaubt man doch manchmal nur zu träumen, selbst wenn man mitten darin ist. Da sieht man die hohen Herrschaften maskirt in ihren Karossen herumfahren. Die darin sitzen, sind maskirt, die Bedienten sind maskirt, der Kutscher auf dem Bocke ist maskirt, nicht selten sind sogar die Pferde maskirt. Nur zu dieser Zeit erkennt man, welche Laune, welcher Geist in diesen sonst so trüben ernsten Italienern sprudelt. — Dieses tolle Gewirre wird noch besonders durch die

Sitte belustigend, sich gegenseitig zu schießen mit — Confetti. Früher schoß man sich mit Erbsen, jedenfalls ist die gegenwärtige Sitte vorzuziehen. Besonders bunt sieht es auf dem Corso aus, wo sich alles Leben concentrirt, die Fenster sind daselbst dicht besetzt von Zuschauerinnen, man sieht die herrlichsten Frauengestalten, welche Bekannten die zierlichsten Kußhändchen zuwerfen, ja sich nicht selten gegenseitig mit Confettiwürfen begrüßen.

Die sogenannten Pferderennen unterbrechen diese Lustbarkeit. Die Pferde werden dann ohne Reiter durch das dichte Volksgewühl, welches dann plötzlich eine Gasse macht, getrieben. Aber es werden ihnen lederne Riemen am Rückengeschirr unter dem Gurt und dem Schwanzriemen festgeschnallt. Diese Riemen sind mit kurzen Eisenstacheln versehen, welche die Sporen ersetzen, denn sie stacheln die Pferde genugsam an, wenn sie solche während des Laufs berühren.

Es sind gewöhnlich nur hohe und fürstliche Personen, welche dieses Wettrennen veranstalten. Sie lassen ihre Pferde zu diesem Zweck besonders abrichten und gebrauchen sie nur an diesen Tagen. Ehemals bestand der Preis für das gewinnende Pferd in einem Stück Brocat, von zwanzig bis dreißig Ducaten an Werth, welches die Juden liefern mußten. Man trug es dann auf einer Stange unter Trompetenschall durch den Corso, und der Gewinner gab es seinen Stallbedienten preis. Ich entsinne mich in diesem Augenblicke nicht, wie es jetzt damit gehalten wird, ich glaube daß der Preis einfach in einer gewissen mäßigen Geldsumme ausgezahlt wird.

Besonders ergötzlich ist das Schauspiel, mit welchem der Fasching beschließt.

Sobald nämlich die Sonne untergegangen ist, so nimmt Jedermann ein Windlicht oder wohl auch zwei, welche aus

Wachskerzen oder Pechfackeln bestehen. Die Belustigung, welche Mocheletti genannt wird, besteht nun darin, daß Jeder danach trachtet, seinem Nebenmanne oder dem ihm Begegnenden sein Licht auszublasen, während er seine eigene Kerze oder Fackel vor dem Auslöschen zu hüten sucht. Hieraus entstehen die drolligsten Neckereien, die oft sehr weit getrieben werden. Ich sah gewöhnliche Masken auf den Wagen fürstlicher Personen hinaufspringen und ihnen die Fackeln auslöschen, welche man wieder rasch anzuzünden suchte, denn brennend müssen die Lichter stets erhalten werden, das ist Ehrensache für Jedermann. Selbst von Balkonen herab führen die Schönen ihre Attentate gegen die vorüberhuschenden Fackeln- und Kerzenträger aus. Man gießt Wasser, Wein und andere Substanzen über die Flammen aus und trachtet sie auf diese Weise auszulöschen. Die Fußgänger bewaffnen sich mit Lichtknechten, die an langen Stöcken befestigt sind und welche sie mit eben solcher Kunstfertigkeit zu schwingen verstehen, wie der Beduine seine Schlinge, der Wallfischfänger seine Harpune. Nicht selten sah ich junge Leute triumphirend dieses Manöver ausführen, während ihren Fackeln von andern Fußgängern, die hinter ihnen gingen, dasselbe Schicksal bereitet wurde. Oft werden die Leute von zwei Seiten zugleich angegriffen, doch geschieht gegen die Fronte nur ein Scheinangriff, um der Flamme von der andern Seite desto sicherer beizukommen, kurz es werden unzählige Neckereien mit diesem unschuldigen Spiele verbunden, welches zwar kindisch erscheint, aber doch, wenn man ihm eine Weile zuschaut, etwas recht Gemüthliches hat, dem Unterhaltung und Interesse nicht abzusprechen ist. Auf den rauschenden, lärmenden Carneval folgt die Fastenzeit. Wie durch einen Zauberschlag scheint die eben noch so belebte wogende Stadt sich in den Schlaf zu senken. Dann folgen den Schnurren und

Possen, die bis jetzt ihren tollen Spuk getrieben haben, die geistvollen, grandiosen Ceremonien, die uns erst jetzt daran erinnern daß wir uns in einem Kirchenstaate, im Mittelpunkte der christlichen, freilich jetzt nur der christkatholischen Welt befinden.

Der Palmsonntag wird besonders feierlich begangen. Der Papst theilt in der sixtinischen Kapelle die Palmen aus. — Die Kardinäle sitzen zur Rechten des Altars, die Diaconi zur Linken und die sogenannten Schleppenträger sitzen zu ihren Füßen. Sobald die Ceremonie beginnt, vertauschen die Kardinäle ihre langen, violetten Röcke und ihre kurzen Hermelinmäntel mit ihren reichen Meßgewändern, ihre Köpfe bedecken sie mit Mützen, welche aus silbernem Mohr bestehen. Der Papst reicht ihnen nun die Palmen dar, welche sie später ihren Schleppenträgern geben. Befinden sich Fremde von Distinction gegenwärtig, so erhalten diese Oelzweige, an welche ausgetrocknete Palmenblätter kreuzweise gebunden sind und welche man Crocetti nennt. Diese Fremden müssen dabei ihren Hut und Degen ablegen, auf halbem Wege eine Verbeugung machen, auf eine niedere Stufe des Thrones knieen und den auf einer höhere Stufe stehenden rechten Fuß oder Pantoffel des Papstes küssen. Dann empfangen sie den Oelzweig. Mit diesen Palmen und Oelzweigen geht nun die ganze Versammlung in dem großen Saale des päpstlichen Palastes in Prozession herum und kehrt dann wieder in die Kapelle zurück, woselbst die Kardinäle ihre Meßgewänder ablegen und ihre erste Kleidung wieder anziehen. So wohnen sie der Messe bei. Während der Messe räuchert ein Geistlicher, der Decan der Kardinäle dreimal, die andern zweimal. Ist die Messe zu Ende, so umarmen sich die Kardinäle und geben sich den Friedenskuß.

Noch feierlicher geht es am grünen Donnerstage zu. An

diesem Tage hält der Papst oder der Kardinaldecanus das Hochamt in der Peterskirche ab. Sämmtliche Kardinäle sind dabei anwesend und sitzen wie bei der Austheilung der Palmen. Die Prinzen stehen zu beiden Seiten des Thrones. Nach abgehaltener Messe geht die ganze Prozession in die paulinische Kapelle des Vatikans, wo vom Kardinaldecan das heilige Sacrament ausgestellt wird. Hierauf begiebt sich der Papst nach dem Balkon über dem Eingang der Peterskirche und ertheilt öffentlich vor dem versammelten Volke der ganzen katholischen Christenheit den Segen, zugleich fallen alle Anwesenden auf die Kniee, die Kanonen werden gelöst, die Truppen defiliren mit klingendem Spiel vor dem Papste und geben eine Salve, und zu gleicher Zeit ertönt das Glockengeläut von sämmtlichen Thürmen der Stadt.

Man kann sich keinen Begriff von der Feierlichkeit dieser Scene machen, und es haben mir selbst Protestanten, die sich zu den Freigeistern zählen, eingestanden, daß sie von dem Eindruck, welchen sie auf ihr Gemüth hervorgebracht hat, ganz übermannt worden sind.

Ehemals, da die katholische Religion noch die Herrschaft über alle Gemüther und Seelen hatte, muß diese Scene noch ergreifender gewesen sein. Denn ein Kardinal las die Bulle **Coena Domini** ab, zerriß sie dann und warf sie nebst den ausgelöschten Kerzen auf die Straße hinab, zugleich that der Papst alle Ketzer in den Bann. Das Verlesen der Bulle ist aber seit dem Jahre 1770 abgeschafft worden.

Hat der Papst den allgemeinen Segen ertheilt, dann wäscht er selbst oder der Kardinaldecan zwölf armen, gewöhnlich fremden Priestern, welche nach Rom gepilgert sind, im Saale des Vaticans die Füße. Ein Jeder erhält zu dieser Ceremonie ein Priestergewand, ein Chorhemde und eine goldene und silberne

Münze. Dann werden sie gespeist und die Kardinäle tragen ihnen das Essen auf. Was sie nicht verzehren, nehmen sie mit weg. Hierauf setzen sich die Kardinäle selbst an die Tafel und nehmen ein Desert von Zuckerwerk und eingemachten Früchten ein. —

Es versteht sich von selbst, daß sich am Charfreitag die Feierlichkeiten noch mehr steigern. Wie am Tage zuvor wird in der sixtinischen Kapelle ein Hochamt gehalten, und die Kardinäle speisen hierauf wieder öffentlich. Sie sitzen der Reihe nach an der Wand, wie die Mönche in den Speisesälen der Klöster zu sitzen pflegen. Nach Tisch wird das Miserere gesungen. Dann begeben sich die Kardinäle nach der Peterskirche und knieen in einem Zirkel nieder. Einer der Domherren hält ihnen dann drei Reliquien, die Lanze, das Schweißtuch und ein Stück vom Kreuze Christi vor und ertheilt ihnen den Segen. Früher folgten dann die Prozessionen von bußfertigen Sündern, welche aber, so viel ich weiß, jetzt nicht mehr stattfinden.

Von fünf Uhr Nachmittags bis Abends sitzt der Kardinalpönitentiarius auf einem fünf Stufen erhöheten hölzernen Throne, welcher jedoch, um vor dem Zudrange des Volkes geschützt zu sein, mit einem Geländer umgeben ist. Dies heißt das Tribunal der Pönitenz. Der Kardinal hört auf seinem Thron nämlich Beichte und berührt während der Zeit der Beichte Jeden mit einem langen Stecken. Durch diese Berührung erlangen die Beichtenden auf hundert Tage Indulgenz.

Am ersten Ostertage ertheilt der Papst abermals vom Balcon der Peterskirche herab seinen Segen. Er trägt die päpstliche Krone und sitzt auf einem Throne. Nach Verlesung einiger Gebete erhebt sich der Papst und ertheilt unter dem Donner der Kanonen seinen Segen. Ein Kardinal wirft Indulgenzzettel unter das Volk, und dann begiebt sich der Papst

nach seinem Palaste zurück, woselbst den angesehenen Fremden ein Frühstück gegeben wird. Am Abend dieses Tages ist der Corso von den glänzendsten Equipagen belebt, die ganze Stadt ist dann gewissermaßen in Galla.

Was das Malerische dieser feierlichen Tage noch besonders hebt, das ist der Zufluß von den vielen Pilgrimmen, welche sich zu dieser Zeit in Rom einfinden. Die Straßen und Kirchen sind stets von ihnen angefüllt. — Die meisten von ihnen tragen einen Kittel, kurzen Mantel und Hut von schwarzer Wachsleinwand. Ueber den Schultern hängt ihnen ein kleiner Almosenkasten und ein Krug. In der Hand haben sie einen langen Stab.

Es ist aber auch wahrlich eine mühselige Reise werth, an diesen Tagen Rom und namentlich die Peterskirche zu sehen. Die hundert silbernen Kerzen, welche sonst beständig bei dem Grabe des Apostels Petrus brennen, sind zwar an diesen Tagen ausgelöscht, dafür aber wird vor dem Baldachin des Altars ein Kreuz von zwanzig Fuß Höhe emporgerichtet und mit mehreren hundert Lampen erleuchtet. — Der Anblick der Kirche ist dann wahrhaft majestätisch.

Ueberhaupt übertrifft die Illumination des Doms Alles, was ich bisher der Art gesehen habe. Der große, ungeheure Dom war ganz und gar von Lampen erleuchtet. — Diese Lampen waren so angebracht, daß alle Hauptzüge desselben, so wie der Façade, der Kirche und der Collonaden hervortraten. Bewundernswerth aber ist die Schnelligkeit, mit welcher diese Unzahl von Lampen angezündet wurden. Es schien die Sache eines Moments zu sein, Flamme reihte sich im Nu an Flamme, und wie durch Zauberschlag tritt das riesige Gebäude aus seiner

Finsterniß hervor und scheint von einem Lichtmeer umwogt zu werden. —

Eben so prachtvoll sind die Feuerwerke auf der Engelsburg, man glaubt wirklich an diesem Tage in einem Feenreiche zu leben, und es erschien mir gar nicht auffällig, daß ich an diesem Tage selbst Religionsspötter und Freigeister mit Achtung von den Ceremonien der katholischen Kirche sprechen hörte, welche sich in solcher Majestät den Augen der Gläubigen darstelle.

So viel ist gewiß, dieser Tag hat schon manchen Freigeist bekehrt, manchen Spötter verstummen, manchen Protestanten beschämt gemacht.

Wenn ich es unterlasse, noch andere Dinge von Rom zu berichten, so geschieht es aus dem Grund, — weil ich mehr im neuen, als im alten Rom gelebt habe. Wenn es mich auch nicht wenig interessirte, wo der beredte Cicero gewohnt, wo der Felsen war, von welchem man die Staatsverbrecher hinabgestürzt, wo ein Nero und ein Caligula gehaust, wo, mit einem Wort, die Spuren der verfallenen Größe des Römerreichs sich noch heute vorfinden, so interessirte mich doch das Leben zwischen und auf den Ruinen nicht weniger, als das todte Nachsinnen unter den Ruinen. Ich wollte in Rom leben und genießen und ich habe in keiner Stadt so viel interessante Abenteuer erlebt, als in der classischen Roma. Aber ich übergehe sie, denn ich kann nur mit dem tiefsten Schmerz und Bedauern an eine Zeit denken, in welcher ich so viele glückliche Menschen kennen lernte, die heute, nach kaum sechs Jahren, entweder zu den Todten oder zu den Unglücklichen oder — zu den Betrogenen gehören. Ich habe aber auch einige Mitglieder der Familie kennen gelernt, auf welcher noch jetzt der Glanz eines großen Namens ruht, welche, zum zweiten Male

berufen scheint, Frankreich von dem Abgrunde der nimmer rastenden Revolution zu retten — ich meine die Familie Bonaparte. In Bezug auf die Mitglieder dieser berühmten Familie, welche einst die erste Rolle in der Welt spielte und noch jetzt durch ihre Verschwägerungen den ersten Familien Europa's angehört, kann ich dem vollkommen beistimmen, was der große Amerikaner, der so eben seine Augen geschlossen, bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt und geschrieben hat.

Sehr viele Mitglieder der bonapartischen Familie leben in Italien, namentlich in Rom und Florenz. Der Graf von Saint Leu ist einer der schönsten Männer seines Alters, doch liegt das Einnehmende seines Aeußern mehr noch in der Liebenswürdigkeit, die sich in seinen Zügen ausdrückt, als in diesen Zügen selbst, wie wohl es ihnen nicht an edeln und regelmäßigen Umrissen fehlt. Ich erinnere mich kaum eines mehr Vertrauen und Zuneigung einflößenden Angesichts, und so ruhig und würdevoll sein Benehmen ist, so herzlich und anspruchslos ist er im Umgange. Fast sollte man ihn für größer als seinen Bruder Napoleon halten, doch er ist kaum von mittler Größe und sein körperliches Ansehen ist dabei gedrungen und eckig.

Der Graf von Survilliers ist klein von Wuchs und hat Anlage zur Fettleibigkeit, dabei ist er zwar ein recht hübscher Mann von vorzüglich einnehmenden Zügen, doch ist er keineswegs so liebenswürdig wie sein Bruder. Der Prinz von Canino nämlich, Lucian, ist größer als sein Bruder, dabei von schmächtigem Wuchs und hat eine entschieden italienische Physiognomie, welche Schlauheit, Raschheit und Lebhaftigkeit auszeichnet. Der Prinz von Montfort, nämlich Jerôme, ist kurz und schmächtig gebaut und ähnelt seinem Bruder Lucian mehr als alle übrigen. Er soll am meisten im Ausdruck seiner Gesichts-

züge seinem Bruder Napoleon ähnlich sein; meines Dafürhaltens aber, wenn ich nach Brustbildern und andern Nachbildungen urtheilen darf, hat Louis noch am Meisten von den edeln Umrissen des kaiserlichen Antlitzes. So weit ich die einzelnen Familien=Mitglieder kennen lernte, kann ich sie sämmtlich nicht anders als für talentvolle und wohlunterrichtete Männer halten. Der Graf von Saint Leu macht in Florenz ein stattliches Haus, er besitzt eine schöne Villa und sein Palast in der Stadt ist ganz seinem jetzigen Range und seinen früheren Verhältnissen angemessen. Seine Umgebung nannte ihn sogar: Ew. Majestät, und noch immer ist in seinem Verkehr mit anderen einiger Ueberrest von königlicher Etiquette nicht ganz zu verkennen.

Der Exkönig Joseph nahm den Titel eines Grafen von Survilliers an, nach einem kleinen Dörfchen auf dem Gute Monfontaine, welches vormals sein Eigenthum war. Louis nannte sich ebenfalls nach einem früher besessenen Landgute Graf von Saint Leu. Seine Gattin Hortensia ward Herzogin von Saint Leu genannt, während er selbst den Titel eines Grafen beibehielt. Lucian ist durch den Papst zum Prinzen von Canino gemacht worden, und auf dieselbe Weise erhielt sein ältester Sohn Carl den Titel eines Prinzen von Musignano. Jerôme wurde von seinem Schwager, dem Könige von Baiern, zum Prinzen von Montfort erhoben. Joseph hat keinen Sohn, aber zwei Töchter, nämlich die Fürstin von Musignano und die Prinzessin Charlotte, die Wittwe ihres Vetters Napoleon, des ältesten Sohnes von Louis. Lucian hat mehrere Kinder von verschiedenen Frauen. Jerôme hat ebenfalls mehrere Kinder, eins von Mrs. Patterson und die übrigen von der Prinzessin von Würtemberg. Die ganze Familie ist durch vorzügliche Gaben ausgezeichnet.

Die Mutter Napoleons, oder, wie sie genannt wurde, Madame Mère, war eine schmächtige und magere alte Dame und außer ihren herrlichen schwarzen Augen hatte sie nur wenige Ueberreste ehemaliger Schönheit. Sie mag vielleicht mannigfache, weibliche Talente besessen haben, in ihrem Umgange war sie ungemein einfach. Sie hatte in ihren besondern und außerordentlichen Lebensverhältnissen viel Energie und Thatkraft bezeigt, doch mag das ihr zugewandte Lob vielfach übertrieben worden sein. Sie besaß ein Brustbild ihres Mannes, welches durchaus bonapartische Züge hat, aber kein einziger ihrer Söhne war ihr wirklich ähnlich. In jedem andern Verhältnisse wäre sie vorzüglich geeignet gewesen, eine achtungswerthe Dame vom Lande vorzustellen, — wie etwa eine Frau, die so spät in die große Welt eintritt, daß sie sich nicht mehr in die Gebräuche und in das Benehmen zu finden vermag. Ihr Französisch war ein italienisches, und ihr Italienisch nichts weniger als gut. Sie war still, einfach, anspruchslos — eine schlichte Frau.

Charakteristisch ist die Anekdote, welche man mir von dem Prinzen Napoleon Bonaparte, dem ältesten Sohne des Grafen von Saint Leu erzählte.

Als Ludwig nemlich dem holländischen Königsthron entsagte geschah dies zu Gunsten dieses Prinzen, welcher demnach die wenigen Tage, welche die Abreise seines Vaters und die Einverleibung Hollands mit Frankreich wegnahm, Titularkönig war. Obgleich er nur noch ein kleiner Knabe war, so wurde er doch genöthigt mehre Glückwunschsreden zu seiner Thronbesteigung anzuhören, das Einzige, wodurch sich seine kurze Regierung auszeichnete. So wurde er auch eines Morgens aufgefordert, eine Deputation zu empfangen, als er im Begriff war, sich über einiges Zuckerwerk herzumachen, auf welches er sehr begierig war und welches ihm vortrefflich gut

schmeckte. Während nun der Redner der Deputation Vieles von den Tugenden des vom Schauplatz abgetretenen Königs sprach, wirkte der Gedanke an seine Entbehrung; d. h. an die Entbehrung des Zuckerwerks, an dessen gänzlicher Verzehrung der Prinz durch die Deputation behindert wurde, so mächtig auf diesen ein, daß er in Thränen ausbrach. Sämmtliche Höflinge überboten sich nun in Ausrufungen des Entzückens über das vortreffliche Gemüth des Prinzen, während dieser nichts anderes erwartete, als einen Verweis wegen seines kindischen Benehmens.

Wie oft mögen diese Höflinge den Fürsten und Prinzen etwas zu lachen geben, wie oft mögen solche Maskeraden gespielt werden! —

Hundertdreißigstes Kapitel.

Neapel.

Capua. — Ankunft in Neapel. — Der Golf. — Neapels Geschichte. — Straßen- und Volksleben. — Die Lazzaroni.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen verließ ich Rom, um mich nach Neapel zu begeben. Ich kam bei den berüchtigten pontinischen Sümpfen vorbei und machte einen kleinen Abweg, um das berüchtigte Capua kennen zu lernen. Das alte Capua ist es aber nicht mehr, denn es ist gänzlich zerstört worden, das neue Capua liegt am Volturno, zehn Meilen von der See, in nur geringer Entfernung von dem alten. — Das heutige Capua zählt ungefähr fünftausend Einwohner. Die Gegend um die Stadt gehört zu den fruchtbarsten und schönsten Länderstrecken Italiens, und es ist demnach erklärlich, daß dieses Capua dives, wie es die Römer nannten, Hannibal's Helden verweichlichte und ihn selbst, den grimmigen Hasser Roms, in seine üppige Umarmung zog, wodurch Rom gerettet wurde.

Hannibal zog die Einwohner durch das Versprechen, ihre Stadt zur Hauptstadt Italiens zu machen, auf seine Seite, die Römer rächten sich aber, machten fast alle Einwohner zu Sklaven und ließen die Häupter der Stadt hinrichten. Genserich,

der König der Vandalen, verwüstete später die Stadt dergestalt, daß von ihr nichts als der Name übrig blieb, welchen die neue Stadt, die aus den Trümmern der alten entstand, behielt. Die Stadt selbst gewährt übrigens jetzt einen sehr traurigen Anblick. Sie steht sehr armselig aus, hat holprige, krumme Gassen und unansehnliche Häuser — kurz, dieses alte, verrufene, üppige und wollüstige Capua — steht jetzt wie eine ergraute Kokette aus, nichts erinnert mehr an den Freudentaumel, den man in ihren Mauern genoß.

Neapel ist sicher eine der merkwürdigsten Städte Italiens. Es giebt nicht leicht eine Stadt, welche so wechselreiche Schicksale durchlebt hat, und ich will ihre Geschichte in Kürze mittheilen, da Neapel jetzt wieder die Augen der ganzen Welt auf sich zieht.

Neapel galt schon zu den Zeiten der Römer für einen der reizendsten Plätze, und die reichen Römer wählten die Küste dieser Stadt zu ihren Sommervergnügungen. Hannibal versuchte vergebens diese Stadt zu bezwingen, die Einwohner leisteten den Römern Beistand und wurden bis unter den Kaisern als deren Bundesgenossen geachtet, dann aber in eine römische Kolonie verwandelt. Die Stadt behielt ihre griechische Sprache, Sitten und Gebräuche.

Genserich zerstörte die Gegend um Neapel, die Stadt aber blieb verschont. Endlich aber mußte sie sich doch den Gothen unterwerfen. Belisar wollte sie einnehmen, die Einwohner aber wehrten sich hartnäckig, bis sie mit stürmender Hand erobert und beinahe ruinirt ward. Sie erholte sich bald, mußte aber von Attila eine neue Belagerung ausstehen, diesem nahm sie der General Narses weg, und sie blieb eine geraume Zeit unter dem Schutz der orientalischen Kaiser, hatte aber eigene Herzöge und genoß einen ziemlichen Grad der Unabhängigkeit. Im neunten Jahrhundert verheerten die Sarazenen die ganze Ge-

gend, verschonten aber Neapel, weil die Herzöge einen Bund mit ihnen gemacht hatten.

In den folgenden Zeiten waren im Neapolitanischen zwischen den Städten und den kleinen Regenten beständige Unruhen, bis einige derselben die vom heiligen Lande zurückkehrenden Normannen zu Hülfe riefen, denen das Land so wohl gefiel, daß sie zwar die Sarazenen und Lombarden hinausjagten, aber sich selbst darin festsetzten und ein eigenes Reich errichteten. Die normännischen Grafen griffen immer weiter um sich, bis Papst Urban II. den Grafen Roger II. nebst seinen Nachkommen zu gebornen Legaten von Sicilien ernannte. Roger bemächtigte sich nach und nach aller Theile, welche jetzt das Königreich beider Sicilien ausmachen, nahm 1130 den königlichen Titel an und empfing vom Papste die Belehnung. Nach Wilhelms III. Tode war Constantia, Kaiser Heinrichs VI. Gemahlin, die rechtmäßige Erbin dieser Reiche, welche sie ihrem Sohne, dem Kaiser Friedrich II., testamentarisch vermachte. Nach dessen Sohn, Kaiser Conrads IV. Tode bemächtigte sich des letztern natürlicher Sohn, Manfred, des Reichs, allein die Päpste, welche dem schwäbischen Hause nicht wohl wollten, lockten den Grafen Carl von Anjou nach Neapel und boten ihm die Krone an. Manfred blieb in einer Schlacht und der junge Conradin, ein Sohn Conrads IV., welchen die Neapolitaner als rechtmäßigen Erben zu Hülfe riefen, ward gefangen, und der Graf Carl ließ ihm auf offnen Markte den Kopf abschlagen.

Carl nahm darauf sein Reich vom Papste zum Lehen, und seit der Zeit bezahlten die Könige alljährlich am Petrustage demselben einen weißen Zelter nebst einem Beutel mit siebentausend Dukaten. Dieses Geschenk hat sich bis zur neuesten Zeit erhalten, ist aber, so viel wie ich weiß, gegenwärtig abgekommen.

Carl verließ indeß Sicilien bald wieder, denn die Ein-

wohner verschworen sich am dritten Ostertage, wenn man zur Vesper lauten würde, alle Franzosen umzubringen. Diese entsetzliche Verschwörung, die nur in der Bartholomäusnacht ihres Gleichen findet, wurde auch wirklich ausgeführt, und die Sicilianer unterwarfen sich nun dem Könige Peter von Aragonien. König Carl's Nachkommen behaupteten aber den Thron von Neapel, bis die Königin Johanna den Ludwig von Anjou, Bruder Carl's V. von Frankreich, zum Erben einsetzte. Aber Papst Urban VI. krönte den Herzog Carl von Durazzo zum Könige, welcher die Königin Johanna ersticken ließ. Sein Sohn Ladislaus, der von seinem Vater auch das Königreich Ungarn geerbt hatte, überließ Neapel seiner Schwester Johanna II., welche das Reich dem Könige Alphonsus von Aragonien und Sicilien vermachte. Es wurden also jetzt Neapel und Aragonien wieder vereinigt. Dem letzten Könige des aragonischen Stammes nahm es Ferdinand Katholicus, König von Spanien und Ludwig VII., welcher die Rechte des Hauses Anjou gültig machen wollte, ab. Die Theilung war von kurzer Dauer, weil ersterer ein näheres Recht als Sohn Johanns II. von Aragonien zu haben behauptete und die Franzosen zum Lande hinausjagte.

Von da an blieb Neapel über hundert Jahre bei Spanien und zwar bis zum Anfange des Successionskrieges. Die Spanier ließen es durch Statthalter regieren und drückten das Volk zum Theil durch unbillige Auflagen. Einer derselben, der Herzog von Arcos, legte eine Abgabe auf die Gartenfrüchte, worüber im Jahre 1647 ein großer Tumult entstand, bei welchem sich der berühmte Fischer Masaniello besonders hervorthat. Nachdem dieser achtzehn Tage mit einer unumschränkten Gewalt regiert hatte, sich durch sein herrisches und grausames Betragen bei dem Volke verhaßt gemacht und viele Zeichen

von Wahnwitz gegeben hatte, ward er im Karmeliterkloster erschossen. Heinrich von Lothringen, Herzog von Gauche, machte nun den Versuch sich Neapels zu bemächtigen, er ward aber gefangen genommen und nach Spanien abgeführt.

Im Successionskriege nahm König Philipp V. von Anjou Besitz von Neapel, ward aber im Jahre 1707 durch die kaiser-Armee verjagt, und es verblieb nun im Frieden zu Baden 1714 bei dem Hause Oestreich, bis sich die Spanier im Jahre 1736 abermals beider Reiche bemächtigten. Neapel hatte von nun an eigene Regenten und sein Schicksal bis auf die kurze Periode der Muratschen Herrschaft nichts Außerordentliches mehr. Ich glaube aber, daß dieser kurze Abriß der Geschichte Neapels es zur Genüge darthut, daß nicht leicht eine Stadt blutigere Scenen und schlimmere Wechselfälle durchlebt hat, als dieses Neapel. —

Und dieses Neapel ist trotz Allem noch heute so wunderschön und prachtvoll wie ehemals, noch heute ist es ein wahres Paradies zu nennen, ja, was mich betrifft, ziehe ich den Aufenthalt in Neapel dem Leben in Rom bei Weitem vor. Die Stadt liegt in einem Golf, der sechs Meilen breit und eben so tief ist, und gleichsam durch die Insel Capri, die gegen Süden liegt, verschlossen wird. Der Golf ist in der Runde mit Landhäusern und Garten besetzt. In einiger Entfernung erhebt sich der Vesuv. Auf der einen Seite liegen Herculanum und Pompeji, auf der andern die merkwürdige Grotte von Posilippo, die Solfatara, die Grotte del Cane, mit einem Worte, die Aussicht über den Golf von Neapel hat ihres Gleichen nicht in der ganzen Welt.

Einen sehr großen Theil des Ufers von dem Meerbusen von Neapel nimmt die Stadt selbst ein. Sie erhebt sich wie ein Amphitheater prachtvoll gegen die Berge hin, und man

erblickt den herrlichsten Prospect, welcher eine Abwechselung von Palästen, Kirchen, Castellen und Gärten darstellt. Von der See her präsentirt sich dieses reizende Panorama am schönsten. Es ist daher den Neapolitanern sehr wohl zu verzeihen, daß sie für ihre feenhafte Stadt sehr eingenommen sind und das stolze Sprüchwort im Munde führen:

Vedi Napoli e poi mori.

Zur Rechten endet sich der Golf dieser Stadt mit dem misenischen Vorgebirge und zur Linken mit dem Capo di Massa, welches ehemals von einem Tempel der Minerva den Namen führte. In der Mitte dieser beiden Vorgebirge liegt die Insel Capri, welche die Aussicht in's weite Meer und zugleich die Einförmigkeit unterbricht, welche den meisten Seeprospecten eigenthümlich ist.

Gegen Mitternacht von Neapel wird die Aussicht durch den Berg oder ehemals so genannten Hügel des Virgils, Monte Vergino und durch den Berg Tisato, welche beide Berge das Amphitheater der Stadt formiren, eingeschlossen, jedoch sieht man auch einen Anfang der Terra di Laroro, oder der schönen Ebene, welche die Alten das glückselige Campanien hießen und für das herrlichste Land der Welt hielten. Der kleine Fluß Sebeto kommt von den Hügeln bei Nola, und nachdem er einen großen Strich durch sein Wasser fruchtbar gemacht, fällt er unter der Brücke der heiligen Magdalena auf der Morgenseite von Neapel in die See.

Neapel hatte vormals so hohe Mauern, daß Hannibal deshalb nicht wagte, die Stadt zu belagern. Diese Mauern wurden von den Gothen zerstört, von Belisar wieder aufgebaut, im dreizehnten Jahrhundert abermals niedergerissen, vom Papste Innocenz IV. aber wieder hergestellt. König Carl I. von An-

jou legte theils zur Vertheidigung, theils um die Stadt besser im Zaum zu halten, das sogenannte neue Castell an. Nun war das ehemalige Parthenopa zu einer ansehnlichen Stadt angewachsen, und blühte immer mehr empor.

Man sollte wirklich nicht sterben oder vielmehr sich nicht eher zu Ruhe setzen, bis man Neapel gesehen hat. Man behält das Bild von dieser Stadt für sein ganzes Leben, und ich kann das Urtheil eines berühmten Reisenden vom Anblick des Golf von Neapel nur bestätigen.

Die Bucht scheint bei ruhigem Wetter gleichsam eingeschlummert mit den tausend Kähnen und andern Fahrzeugen von allen Größen auf ihrer reinen, glatten Fluth. Diese regungslose Ruhe stimmt wundervoll mit dem lieblichen Anblick der ganzen herrlichen Umgegend Die Berge scheinen in träumerisches Nachsinnen eingewiegt, die Luft erfüllt eine schläfrige Pause, während die mannigfachen Gegenstände umher, in den Nachgenuß historischer Erinnerungen versunken, unsere Blicke mehr zu verweilen als umherzuschweifen einladen. Dies Alles giebt ein Bild unbeweglicher Vergangenheit, ein Zurücksinken aus der thätigen Gegenwart in längst entschwundene Zeiten, deren wechselnde Scenen nur wie luftige Träume über der Ruhe des Schlummers walten und in malerischer Verknüpfung mit den glänzenden Erscheinungen der Gegenwart über die tiefe Bläue des ruhigen Wasserspiegels schweben.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß wenigstens hunderte von Fischerkähnen allein auf der glatten Wasserfläche trieben. Eine lange Reihe derselben erstreckte sich von der Nähe der Stadt bis in die Ferne in der Richtung nach Capri, und kein einziger schien sich zu bewegen. Außer den eigenthümlichen Formen und der großen Mannigfaltigkeit dieser Fahrzeuge, dieser kaum übersehbaren Menge von Kähnen, außer dem ru-

hig erhabenen Landschaftenwechsel und dem wunderlieblichen Anblick des Meeres, kommt noch eine Küstengegend hinzu, dicht umstellt mit den redenden Zeugen einer überreichen Vergangenheit, mit den zahlreichen Gästen aus grauem Alterthum, welche die Zauber der Erinnerung mit den Annehmlichkeiten der Gegenwart verknüpfen. Dieser bezaubernde und unbeschreibliche Anblick, diese Vermischung so vieler einzelner Schönheiten zu einem einzigen harmonischen Gemälde, diese Verschmelzung einzelner Züge und Farbenübergänge, in welche kein störender Gedanke hemmend eindringt, belebt das Ganze mit dem Reiz des Idealischen, das mit der Wirklichkeit in so vielfältigen Beziehungen übereinstimmt, wie ich noch nie etwas Aehnliches gesehen habe, noch jemals hoffen darf sonst irgendwo zu erblicken.

In der Stadt selbst verdient vor Allem das Campo Santo Erwähnung: Dieses Campo Santo ist nämlich der öffentliche, das heißt der Armen-Begräbnißplatz. Es ist dieser für Neapel von großer Wichtigkeit. Es stirbt nämlich ein großer Theil der Einwohner von Neapel in den Spitälern, und sehr viele sterben, ohne die zu ihrer Bestattung nöthigen Mittel zu hinterlassen. Man mußte sich also nach einem Platze umsehen, auf welchem man so viele Arme und Dürftige mit den möglichst wenigen Kosten bestatten konnte, und dieser Platz ist der Campo Santo.

Wenn man die socialen Zustände des neapolitanischen Lebens sehr genau charakterisiren will, — so darf man nur von diesem Campo Santo erzählen.

Er liegt außerhalb der Stadt, doch ziemlich nahe, und ist von hohen Mauern umgeben. Eine kleine Kapelle befindet sich am Eingange derselben. Der große Platz ist eine ungeheure Höhle, welche man durch Ausgrabung der Erde gebildet hat,

und diese Höhle ist mit fast vierhundert Gewölben versehen. Diese Gewölbe haben oberhalb sämmtlich eine Oeffnung, welche mit einem Stein, welcher sie genau schließt, versehen ist. An jedem Stein befindet sich in der Mitte ein Ring mit einem beweglichen Hebel, welcher auf Rädern läuft, und zu jeder Zeit auf und nieder gelassen werden kann. Hierher also werden die Leichname auf bedeckten Karren gebracht, und durch die Oeffnung mittelst des beweglichen Hebels ohne Weiteres hineingeworfen, darauf wieder die Leichname mit gebrannten Kalk bedeckt, und die Oeffnung wieder geschlossen. Nach einem Jahre ist von dem Leichnam nichts mehr, als einige lose Knochen übrig. Diese werden in ein Beinhaus geworfen, und so ist immer Platz für neue Ankömmlinge da.

Als ich den Wunsch zu erkennen gab, das Innere dieser Höhle zu sehen, legte der Küster, welcher in der Kapelle des Campo Santo Wache hielt, den Hebel an den Deckel eines Gewölbes, welches eben geschlossen werden sollte. Ich blickte durch die Oeffnung, zog mich aber schnell vor dem scheußlichen Anblick zurück, welcher sich mir dargeboten hatte. Wohl ein paar Dutzend Leichname, welche größtentheils völlig unbekleidet waren, lagen hier in der größten Unordnung durch und über einander. Wahrlich, das neapolitanische Familienleben auf den offnen Straßen, wo die Leute beiderlei Geschlechts, oft mehr als halbnackend, ebenfalls so bunt gemischt sind, spiegelt sich in dieser Todtengruft sehr getreulich ab.

Auf dem Molo von Neapel und der ganzen Strecke längs dem Wasser, von Castell Nuovo an bis an die östliche Seite der Stadt, hausen die glücklichen Bettler, welche in der neuen Geschichte Neapels einmal wieder eine Rolle spielen, — die Lazzaroni. Das Leben und Treiben dieser Menschenklasse, deren hauptsächliches Bedürfniß Neapels blauer Himmel und

seine glühende Sonne ist, ist hinlänglich bekannt. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn man sagt: Zanken, Lachen, Kochen, Schäkern, Essen, Trinken, Schlafen, kurz, alle gewohnten Beschäftigungen des Lebens und des Hauses werden von ihnen unter freiem Himmel abgethan. Die Straßen sind die Häuser der Lazzaroni, und ihre ganze Arbeit besteht darin, mit dem Rücken auf dem Boden zu liegen und allenfalls die Hand einem Fremden entgegenzustrecken.

Ich habe bei vielen dieser gewissermaßen von der Natur priveligirten Faullenzer und Tagediebe die herrlichste Stimme gefunden. Ueberhaupt sind diese Leute, wenn auch ihre menschlichen Bedürfnisse bis auf ein Minimum reducirt sind, doch im Allgemeinen nicht ohne Talente. Die neapolitanischen Proletarier, durch harte Sorgen nicht gedrückt, die selbst des Schneiders und des Schusters entbehren können, ohne hierdurch sonderlich belästigt zu werden, die nicht in Verzweiflung aufschreien und Himmel und Hölle in Bewegung setzen, wenn sie der Wirth wegen rückständiger Miethe vor die Thür setzt, die nicht verlegen sind, woher sie für den Winter das Holz nehmen sollen, denen der liebe Gott dieses Alles gegeben hat und giebt, diese Proletarier sind Könige gegen die Bettler aller anderen Länder zu nennen, und man findet bei ihnen wirkliche Poesie, während man bei jenen nur das Elend findet. —

Ich lernte in Neapel einen der berühmtesten Sänger Italiens kennen, dessen Eltern Lazzaroni waren. Die Gewinnsucht hatte sie veranlaßt, ihn und seinen Bruder castriren zu lassen. Die beiden Knaben wurden dann in ein Conservatorium gegeben, um daselbst zu Sängern ausgebildet zu werden. Bei dem Einen gelang es, der jüngere Bruder aber bekam keine Stimme und hatte überhaupt kein Talent für irgend ein Instrument. Er wählte deshalb den Priesterstand. Das Merkwürdigste ist, daß

diese beiden Brüder den tödtlichsten Haß auf einander geworfen hatten, und der Grund dieser Todfeindschaft war — eine Liebschaft.

Der Sänger, welcher mir diese Geschichte mittheilte, zeigte mir auch das Mädchen, in welches sich die beiden jungen Leute seiner Zeit verliebt hatten, d. h. das junge Mädchen war inzwischen eine alte Matrone geworden, obwohl sie noch immer die **bella donna** genannt wurde. Der junge Sänger war längst kein Junger mehr, wiewohl seine Stimme nicht gealtert hatte, und der Priester tröstete sich mit der Ehelosigkeit, welche ihm sein Stand auferlegte, — aber der Haß war noch immer derselbe geblieben. Beide Brüder lebten in Neapel uud sie wichen sich gegenseitig aus, wo sie sich begegneten.

Aber mein Gott, fragte ich den Sänger, wie ist es möglich, daß ein Haß so lange andauern kann, der doch eigentlich gar keinen Grund hat. Weder Sie, noch Ihr Herr Bruder konnten die **bella donna** heirathen, hatten Sie da Ursache auf einander eifersüchtig zu sein? —

O, sehr viel Ursache, versetzte der Sänger bitter lächelnd.

Ich muß gestehen, daß ich das nicht begreife.

Der Sänger ließ mich nun einen Blick in eine Empfindungswelt thun, die mir in der That noch neu war. Ich sah ein, wie natürlich diese ganze Geschichte von dem Haß zweier Brüder war, und ich lernte nebenbei auch, daß Castraten sich verlieben können, und daß die platonische Liebe keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört.

Der gute Sänger war mir durch seine bedeutenden und hohen Verbindungen sehr nützlich, es kostete mich wenig Mühe, ein Engagement zu erhalten, ich war kaum acht Tage in Neapel, als ich auftrat.

Von den vielen Theatern in Neapel ist das von St. Carlo

chönste. Es ist außerordentlich groß und hängt mit dem lichen Palaste vermittelst einer bedeckten Gallerie zusam- Es hat sehr breite Treppen und bequeme Gänge, so bei dem Ausgange kein Gedränge entsteht. Die Logen simpel, aber gut verziert und so groß, daß die Damen italienischer Art darin spielen und Besuche annehmen :n. Der gar zu große Umfang macht, daß die Stimmen verlieren. Siebenzig Logen gehören den vornehmsten Fa- n in Neapel an, welche sie ohne Erlaubniß des Königs aufgeben dürfen.

Die italienischen Ballets haben keinen Zusammenhang er Oper, sondern sind mehr pantominische Tänze. Die ner lieben mehr die hohen Sprünge und Kapriolen. Ich wirklich erstaunt, als ich Italienerinnen in Neapel tanzen Neapel ist auch die einzige Stadt in Italien, in welcher önchen der Besuch der Oper nicht verboten ist.

evor ich Neapel verließ, um mich von hier nach Paris on dort nach Madrid zu begeben, besuchte ich Neapels ung und namentlich machte ich eine Wallfahrt nach den Städten, in welchen man wie in einem Schattenreiche

:

: Empfindung beim Eintritt in diese unterirdischen ist derjenigen gleich, welche wir bei der Einsteigung Bergwerk haben. Es ist Schade, daß die ausgegrabe- user ihrer Geräthe beraubt sind, der Anblick würde jenfalls noch interessanter sein, und ich möchte sagen, r. — Jedenfalls hat sich die neapolitanische Regierung, eine Kosten spart, um die unterirdischen Schätze der rschütteten Städte zu Tage zu fördern, um die Wis- sehr verdient gemacht.

besah die beiden Städte in Begleitung des neapolita-

nischen Sängers, welcher auch die Güte hatte, mich nach dem Museum zu führen, woselbst die ausgegrabenen Kunstschätze aufgestellt sind. Wir sahen da einen Gegenstand in den verschiedensten Gestalten, welcher kein besonderes Licht auf die Ehrbarkeit der alten Römerinnen wirft. Wenn solche Sachen auf den Toiletten der Damen lagen, dann muß die Sittenlosigkeit der Römer in der That classisch gewesen sein.

Ich konnte nicht umhin, einige Bemerkungen darüber zu machen, und der Castrat sagte bitter lächelnd:

Was wollen diese Sachen beweisen? Die Lüsternheit ist oft bei denen am größten, welche am wenigsten haben. —

Hunderteinunddreißigstes Kapitel.

Eine Reise-Geschichte.

Italienische table d'hôte. — Tavola rotonda. — Herr Léger. — Mißgeschick zu Wasser und zu Lande. — In Genua. — In Florenz. — In Rom. — Enttäuschungen über Enttäuschungen. — Räuberüberfall. — Nehmt ein Exempel d'ran. —

Kurz vor meiner Abreise von Neapel lernte ich an der **table d'hôte** einen Franzosen kennen, der die jämmerlichste Figur machte, welche ich je an einem Reisenden gesehen. Wir wurden mit einander bekannt, und er machte mich bald zur Vertrautin seiner Leiden; doch ehe ich die unglückliche Geschichte dieses Reiselustigen mittheile, will ich Einiges über eine italienische **table d'hôte**, die von der anderer Länder sich durch verschiedene charakteristische Eigenheiten unterscheidet, aufzeichnen.

Die **tavola rotonda**, die runde Tafel, so nennen die Italiener die **table d'hôte**, bietet dem Reisenden das Bild einer improvisirten Familie, sagte Piazza mit Recht, welche durch die Ungezwungenheit des Gesprächs und die Ausschließung der Etikette, der Kriecherei, der Hunde, der Katzen, der Dichter von Profession und ähnlicher gesellschaftlicher Plagen eine große Annehmlichkeit erhält. Wer gern einen Blick in die

große laterna magica der Gesellschaft wirft, kann nicht leicht eine bessere Gelegenheit zur Beobachtung finden, als die runde Tafel, an welcher gewöhnlich die Gäste zahlreicher sind, als die aufgetischten Speisen, die nach den strengsten Regeln der Homöopathie zertheilt werden.

Jeder Postwagen, jedes Miethsfuhrwerk, das bei einem Wirthshause oder Gasthofe anhält, wo zu einem bestimmten Preise an der runden Tafel gespeist wird, führt seinen Antheil von Essern ab oder zu, von denen einige unterwegs durch die Bande der Sympathie oder Freundschaft verbunden worden sind, nicht etwa, weil sie Gelegenheit gefunden haben, sich gegenseitig kennen zu lernen, sondern weil sie in einem Wagen, mit demselben Conducteur, mit denselben Pferden gereist sind, weil sie dieselbe Langeweile und denselben Appetit fühlen.

An jeder runden Tafel, deren Anordnung in der Regel von vieler Umsicht zeugt, findet sich ein Gast oder wie man ihn sonst nennen will, den der Hôtelbesitzer unentgeldlich speist, entweder damit derselbe bei Tische die Honneurs mache, oder um Beweis seiner offiziellen Gefälligkeit und Willfährigkeit zu geben.

Dieser emeritirte Tischgenosse ist öfter mit dem Amt des Tranchirens bekleidet, wenn er auch nie anatomische Studien gemacht hat; in solchem Falle weiß er durch die Tradition, wie die Materie, so lehren die Mathematiker, in's Unendliche getheilt werden könne. Oefter ist er auch nur als Argus hingestellt, und er verfolgt mit drohenden und fiskalischen Blicken die Aufwärter, um zu erspähen, ob nicht ein Gast, der nur für eine Person bezahlt, für zwei ißt. Wenn er die Portionen mit dem muthmaßlichen Appetit des Gastes oder die Größe derselben mit dem Körperumfange des Essenden vergleicht, und er einen merkbaren Unterschied zwischen beiden entdeckt, so fordert er ihn auf eine feine Weise auf, sich zu be-

ienen, in der oft eitlen Hoffnung, demselben einen großarti-
en Zug der Mäßigung zu entlocken. Man sollte glauben, es
:i ihm der Zehnte von den Ueberbleibseln versprochen, die er
urch dieses System der Winke, der Drohungen und der
heuchlerischen Aufforderungen vom Untergange rettet. Für
den Reisenden giebt es zur Mittagszeit keinen gefährlicheren
Feind, als diesen Hausfreund.

In zweiter Reihe finden wir den Abonnenten, ebenfalls
einen gefährlichen Tischgenossen, denn er kennt längst die
Quantität der Speisen; er besucht die Küche und beschnüffelt
alle Töpfe, ehe er sich an den Tisch setzt; er steht in freund-
schaftlichen Beziehungen zum Koche und läßt sich von diesem
alle Geheimnisse seiner edlen Kunst mittheilen. Für ihn ist
keine Illusion mehr möglich; eben so unmöglich ist es, ihn zu
betrügen; er kennt das Geheimniß jeder Speise, die schwachen
Stellen jeder Schüssel. Die Küche hat für ihn so wenig Zau-
ber, wie das Leben für Lord Byron; er ist der Byron der **ta-
vola rotonda.** Dieser ehrenwerthe Mann, der an den Anblick
immer neuer Gesichter gewöhnt ist, hat die löbliche Gewohn-
heit, die Reisenden mit allen Merkwürdigkeiten der Gegend be-
kannt zu machen: er empfiehlt ihnen, die Säulenhalle von St.
Lorenzo und den Friedensbogen zu besichtigen, er führt sie
nach der Eisenbahn außerhalb des neuen Thores und verspricht
ihnen, daß sie oder ihre Söhne auch einst die Eisenbahn von
Mailand nach Venedig sehen würden.

Unter den Reisenden findet man gewöhnlich einen dicken
Franzosen, einen Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren,
Kaufmann, Fabrikant, Literat, Grundeigenthümer, der auf-
merksam die Physiognomie des Kellners, die Decke und die
Möbeln des Saales, die Kleider der Anwesenden betrachtet,

um Materialien zu einer Geschichte der Sitten und Gebräuche in Italien zu sammeln.

Engländer findet man selten an der runden Tafel, entweder sind sie reich und speisen in ihren Zimmern, oder ihre Mittel sind beschränkt und sie treten untereinander zusammen: da kann man Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle hochgewachsen und rothwangig, mit Gamaschen und fest aufgedrückten Hüten durch den Speisesaal ziehen sehen, um sich in einem benachbarten Kabinette einzuschließen. Sie thun dies theils aus angeborner Menschenscheu, theils, um zu sparen, obgleich sie sich hierin täuschen. In ihrem einsamen Zimmer müssen sie doppelt so viel wie an der runden Tafel bezahlen, aber das thut nichts, die Engländer sind so sehr an das Speisen nach der Karte gewöhnt, daß sie glauben würden, gar nicht gegessen zu haben, wenn sie nicht so äßen. Sie kommen nach Italien theils aus Oeconomie, theils um die Künste zu studiren, die schöne Sonne zu genießen und um einen Bart und einen Schnurrbart zu tragen. Letzteres gilt natürlich nur von den Männern. Uebrigens sind siezufrieden, wenn sie ein Stück alten Marmors mit nach Alt-England bringen, und es liegt ihnen der Gedanke fern, etwas über ihren Aufenthalt auf der Halbinsel drucken zu lassen. Viele engliche Reisende strömen auch nach dem Continent, um sich für einen billigern Preis, als in Großbritannien, zu ruiniren. —

An der runden Tafel sitzt die Freude, die Seele jeder Gesellschaft, das wunderbare Wesen, das die Alten Momus genannt haben würden, das aber spätere Jahrhunderte mit dem Namen des Spaßmachers getauft haben. Er dreht Kügelchen aus Brod, verschluckt sie und zieht sie wieder aus der Luftröhre hervor, er macht Büsten, Statuetten aus diesem Stoffe, dann schneidet er einige Stücke Brod, legt sie auf die innere Seite

der linken Hand, giebt derselben einen Stoß mit der rechten und schleudert das Brod mit wunderbarer Geschicklichkeit in den Mund. Wenn er dies vollführt hat, füllt er seinen Becher mit Wasser, hält ihn mit der linken Hand auf dem Tische fest, benetzt den Zeigefinger der rechten Hand, streicht leise über den Rand des Glases hin und entlockt demselben auf diese Weise einen kreischenden Ton, der alle Anwesenden mit Grausen erfüllt. —

Die Damen bitten ihn, von dieser Uebung abzustehen, aber er setzt sie beharrlich fort.

Das ist mit wenigen Abweichungen der Anblick, den eine runde Tafel darbietet. Was unter dem Tische vorgeht, bleibt natürlich ein tiefes Geheimniß, wenn nicht etwa ein liebeglühender und unternehmender Jüngling einem friedfertigen Tischgenossen auf die Zehen tritt, weil er mit den Füßen einer hübschen Nachbarin in Berührung zu kommen suchte. Im Uebrigen führen die Liebesregungen, welche unter den Speisedünsten der runden Tafel schnell erblühen, selten weiter als bis zum Druck der Hand oder des Kusses. Der eine Theil setzt ja in der nächsten Nacht seine Reise fort, und Gott weiß, ob man sich vor der allgemeinen Versammlung im Thale Josaphat je wiedersehen wird. Die Galanterien dieser Art gleichen einer unvollendeten Romanze, sie führen nicht zum höchsten Entzücken, aber sie lassen auch keine Thränen zurück. —

An einer solchen tavola rotonda war es, daß ich die Bekanntschaft mit einem Franzosen machte, welcher sich Léger nannte. Herr Léger, Modewaarenhändler in der Straße St. Denis, ein in seinem Stande geachteter Mann, war dabei auch in seinem Hause glücklich, denn seine junge und ziemlich hübsche Frau hatte immer den zärtlichen Blicken seiner Kunden und den höflichen Artigkeiten seines ersten Commis, des Herrn Courtois,

der seinen Namen durch sein feines Benehmen rechtfertigte, widerstanden. Herr Léger hatte in der That Alles, was Glück und Reichthum bedingen. Wenn er nicht viel Zeit hatte, so besaß er dagegen allgemeinen Menschenverstand genug, um seine Angelegenheiten geschickt zu leiten. Unglücklicherweise faßte er den Gedanken, Italien zu besuchen. Da er in seinem jugendlichen Eifer, trotz seiner Gicht, sich auf den Beinen stark genug fühlte, bis zur äußersten Spitze des Stiefels dieser Halbinsel vorzudringen, so bildete er sich ein, daß die Natur ihn zum Reisenden geschaffen habe. Er suchte sich nun diejenigen Sprachen und Wissenschaften in kürzester Frist anzueignen, welche zum Verständniß der Merkwürdigkeiten Italiens unumgänglich nöthig sind, und obgleich er es hierin nicht weit brachte, kündigte er dennoch nach einigen Monaten seiner Frau an, daß er verreisen und erst nach einem halben Jahre wiederkehren würde, und nahm von seinem Magazin freudig Abschied mit den frohen Worten: Ich gehe nach Rom.

Das Sprüchwort sagt, jeder Weg führt nach Rom. Unser Pariser wählte das Meer als die kürzeste und angenehmste Reise, er ist bisher nur auf dem süßen Wasser der Seine gefahren, und es schien ihm ein Fest, sich auf der salzigen Woge des Mittelländischen Meeres zu schaukeln. Er schiffte sich also zu Marseille ein auf einem Dampfschiffe, das „der Dante" hieß, und das für ihn eine wahre Hölle ward. Anfangs versuchte er es noch, auf dem Verdeck umherzugehen,aber da er den Matrosenschritt nicht hatte, so konnte er sich nicht lange stehend erhalten. Er legte sich nun in's Bett, und nach mehreren Gefahren lief der Dante endlich ohne Schaden in den Hafen von Genua ein.

Man rug den armen Léger aus dem Schiffe nach dem nächsten Gasthaus. Wie Antäus bekam er seine Kräfte wieder, als er die Erde berührte. —

Der Dante fuhr am andern Morgen wieder ab, und Herr Léger, der seinen Platz bis nach Neapel bezahlt hatte, ließ lieber das Geld dafür fahren, als daß er selber mitfuhr und sich wieder in den Kreis seiner Seequalen begab. Nach Besichtigung seiner Effecten durch die Mauth und nach Visirung seines Passes durch die Polizei, nothwendige Ceremonien, die ihn einen halben Tag kosteten, wollte er seine Gänge abmachen, aber es regnete wie mit Strömen, und er mußte sich einen Regenschirm kaufen, ein Stück Möbel, dessen er unter Italiens Himmel bestimmt gänzlich entbehren zu können geglaubt hatte. Bis auf die Haut durchnäßt, kehrte er am Abend in seine Wohnung zurück, von seinem Enthusiasmus für Italien schon bedeutend abgekühlt. —

Herr Léger opferte noch drei Tage dem Besuche der Paläste, Kirchen, Museen und der Bibliotheken, aber er hatte weder Geschmack, noch das nöthige Wissen, um die Schönheit der Meisterwerke der Kunst oder den Werth der Bücher und Manuscripte zu schätzen. Dennoch wollte er für einen Kenner gelten, und jede seiner Bemerkungen erweckte auf den Lippen Derjenigen, mit welchen er redete, ein boshaftes Lächeln, welches er als Zeichen des Beifalls ansah. Er unterschied keine architektonische Ordnung, keine Maler- und Bildhauerschule, er verwirrte alle Gegenstände, alle Namen, alle Data, verwechselte das Antike mit dem Modernen, das Heilige mit dem Profanen, machte den Palladio zum Vorgänger des Vitruvius, hielt eine Kleopatra für eine Lucretia, einen Cato für einen Cäsar, einen Komödianten für einen Kardinal, mit einem Worte, seine ganze Unterhaltung war nur ein Pandämonium von Verwechslungen, Widersprüchen und Anachronismen.

Begierig, viel und schnell, anstatt wenig, aber genau zu sehen, beeilte er sich nach Florenz abzureisen. Der Weg dahin,

der fast beständig an den Apenninen und dem mittelländischen Meere hinführt, ist einer von denjenigen, welche die Natur ganz besonders für die Augen des Malers oder des Dichters geschaffen zu haben scheint, aber unser einfacher Handelsmann war weder das eine noch das andere. Obgleich er die heftigen Stöße seines kleinen Wagens dem Uebelkeit erregenden Schwanken des Dante vorzog, so schien ihm doch der Weg von einer verzweifelnden Einförmigkeit zu sein. Zwar kehrte er in seinem allzugerechten Groll gegen das Meer mit Abscheu seine Blicke von diesem verfluchten Elemente ab, dessen bloßer Anblick ihm die Seekrankheit wieder zugezogen haben würde, und dadurch gingen für ihn die mannigfachen Wirkungen von Schatten und Licht verloren, welche die Wolken und die Sonne hervorbringen, indem ihr Bild sich auf dem beweglichen Spiegel der Wellen bricht.

Er hatte nun Muße genug, seine einsamen Gedanken seinem Vaterlande wieder zuzuwenden, er erinnerte sich mit einem Anflug von Reue an seine Wochenarbeiten und an seine Sonntagsvergnügungen. Diese traurigen Gedanken begleiteten ihn bis nach Florenz, wo er, kaum angelangt, von einer Schaar von Eckenstehern umringt wurde, die sich seines Felleisens bemächtigten und sich um seine Person rissen, indem Jeder ihn nach einem andern Gasthofe führen wollte. In der Hoffnung, ihre ihm aufgedrungene Zuvorkommenheit von sich zu weisen, gab er sich für einen Einwohner der Stadt aus und schrie ihnen aus vollem Halse zu: io sono italiano; aber seine Aussprache strafte seine Worte Lügen, und Alle erwiederten ihm: Ja wohl, ein vollkommener Italiener, signore francese! Ruhig ließ er sich nun in einen Gasthof schleppen, wo noch an demselben Tage ein Unglücklicher, wie ein Bettler gekleidet — es war ein Dichter — ihm demüthig ein Sonnet vorlas, welches

seine Ankunft in Florenz pries, und ihm freigebig die Titel: Genie, Excellenz und Hoheit ertheilte. Da das Sonnet mit dem Lobe der Mildthätigkeit schloß, und der armselige Verfasser, nachdem er es ihm überreicht hatte, immer seine Hand ausstreckte, so begriff er den Sinn der poetischen Bittschrift, und belohnte ihn reichlicher, als es ein wirklicher italienischer Fürst gethan haben würde.

Die reichen Reisenden nachzuahmen, miethete er sich einen Wagen, um Florenz auf eine schicklichere und bequemere Weise zu besehen, denn die sitzende Lebensweise im Magazin hatte ihm das Fußwandern verleidet. Mit der Miethung eines Wagens verband er die eines Cicerone, eines Führers, der eben so lügenhaft ist, als eine Reisebeschreibung, weil beide die gewöhnlichsten Dinge wie göttliche Wunder preisen. Dieser Cicerone, der gewöhnlich mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit die Echtheit der Trümmer, welche den Zweifel der gelehrtesten Akademiker erregten, bestätigte, verschonte ihn auch nicht mit einem verfallenen Aquaduct, mit einem zertrümmerten Säulenkapitol, noch mit dem Arm und dem Bein einer verstümmelten Statue; er schleppte ihn in alle Gallerien, in alle Paläste, und der Anblick so vieler Gegenstände wirkte auf seinen Geist wie eine Zauberlaterne und ließ ihm keine Zeit, seine Erinnerungen zu klassifiziren oder seiner Empfindungen sich bewußt zu werden. Der Kopf des Herrn Léger war nicht stark genug, um dem beständigen, selbst durch seine Mannigfaltigkeit einförmigen Schauspiel zu widerstehen.

Um sich am Abend von den Beschwerden des Tages zu erholen, ging er in's Theater. Da er nur im Concert Musards und in dem Cirque Olympique seinen musikalischen Lehrkursus durchgemacht hatte, so muß man voraussetzen, daß er für das italienische Genre nicht vorbereitet war, auch schlief er

oft mitten in der Cavatine der Prima Donna ein, und erwachte erst durch den Lärm des Schlußchorus. Allerdings muß man dabei nicht vergessen, daß das Repertoire der italienischen Theater nicht sehr mannigfaltig ist, und daß er vierzehn Tage hinter einander dieselbe Oper von derselben Truppe hören mußte. Vergeblich hoffte er, daß die Aufführung eines Lustspiels in seine vermeintlichen theatralischen Genüsse eine Abwechslung bringen würde, aber die Geschwindigkeit der Darstellung und seine geringe Bekanntschaft mit dem italienischen Sprach-Idiom hinderten ihn, die Intrigue des Stücks zu begreifen, das jedoch nichts Anderes war, als die fast buchstäbliche Uebersetzung eines Vaudevilles von dem Theater des Gymnase.

Bei dem bloßen Namen Florenz hatte er sich eine heitere, lachende Stadt gedacht, die wie ein Blumenstrauß an den Ufern des Arno liege, und er traf nur Häuser an, die wie Festungen aussahen und noch etwas von der drohenden, trotzigen Physiognomie ihrer ehemaligen Herren an sich trugen. Im Allgemeinen hatte er sich auf eine Reise von immer neuen Empfindungen gefaßt gemacht, und schon bereute er seinen doppelten Verlust an Zeit und Geld, denn er war durchaus nicht Künstler und also rechnete er.

Mitten unter den Täuschungen beklagte er sich über das Stillschweigen seiner Frau; endlich empfing er einen Brief, in welchem sie ihm, so sehr sie auch die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, ausdrückte, doch schrieb, daß er sich auf den thätigen Eifer des Herrn Courtois verlassen könne, mit welchem sie alle Abende die Rechnungen des Tages in Ordnung brächte. Herr Léger hatte noch nicht Gelegenheit gehabt eifersüchtig zu sein, aber seine eheliche Zärtlichkeit entrüstete sich ein wenig über die Vertraulichkeit, welche aus dieser Gemeinschaft der Arbeit zwischen seiner Frau und seinem ersten Commis ent-

ıs sollte er thun? — Welche Schande, wenn er
immten Zeit zurückkehrte! dadurch würde er der
n seiner Bildung bei seinen Pariser Freunden einen
ß gegeben haben. Also er blieb.

das Magazin aller gefallenen Größen, enttäuschte
ds durch seinen düstern Anblick und durch seine
Ruinen. Das Coliseum schien ihm nur ein verwor-
ıfe alter Steine. Trotz dem gab sich der Pariser
renhändler das Ansehen eines gelehrten Alterthums-
! Man kann sich leicht vorstellen, welchen Albernhei-
seine Unwissenheit aussetzte.

er gehört hatte, daß mehrere Maler das Geheimniß
hatten, Gemälde großer Meister zu entdecken, welche
lfeil gekauft und theuer wieder verkauft hätten, so un-
m er auch diese Gattung von Speculation, nur mit dem
chiede, daß er schlechte Copieen sehr theuer kaufte, welche
ihm für vortreffliche Orginale ausgab und welche er zu
ten gezwungen war. Er verstand sich besser darauf, die
vand, die zu Rouen fabrizirt wird, zu beurtheilen, als die
wand, welche von Correggio oder Rafael bemalt war.

Sein Cicerone, der seine anmaßende Unwissenheit geschickt
beutete, verstand sich mit den Tröblern, die ihm ihre schlech-
Münzen und falschen Mosaiken theuer aufnöthigten. Eines
ges führte er ihn auf ein unbebautes Feld, auf welchem
ıe Ausgrabung angekündigt worden war. Die Arbeiter
ellten sich, als suchten sie noch etwas, ihre Hacke schlug lange,
hne etwas zu finden; endlich fühlten sie einen Widerstand und
ielten an. O, Wunder! Man grub sorgfältig eine Statuette
der Fortuna aus, welche mit dem edlen Rost des Alterthums
bedeckt zu sein schien. Alle Umstehenden schrieen und jubelten
darüber, und man fing sogleich an, sie zu verauktioniren. Herr

Léger welcher glaubte, daß die Fortuna für ihn ein Schatz sein würde, bot so hoch, daß sie ihm zugeschlagen wurde. Aber dieses ehrwürdige Meisterwerk, dem er ein Alter von wenigstens zweitausend Jahren zuschrieb, war nur erst ein paar Tage vorher dort eingegraben worden. Man machte sich über den Alterthumskenner lustig, welcher trotz seines friedfertigen Charakters hierüber so in Zorn gerieth, daß es zwischen ihm und einem der Spötter zum Duelle kam, bei welchem Herr Léger, der besser mit der Elle, als mit Pistolen umzugehen wußte, den Kürzern zog.

Aber mit diesem unangenehmen Vorfalle war das Märtyrerthum des armen Kaufmanns noch nicht zu Ende.

Bereute er es auch nicht, sich zu hoch erhoben zu haben, indem er bis in den Knopf der Peterskirche stieg, von wo ihn ein Schwindel beinahe herab geworfen hätte, so hatte er doch alle Ursache, es zu bereuen, zu tief hinabgestiegen zu sein, indem er sich in den Katakomben verirrte, die ihn als einen neuen Märtyrer leicht hätten begraben können.

Als er aus dem unterirdischen Rom wieder an das Licht der Lebenden emporgestiegen war, athmete er jene schlechte Luft (oria cattiva) ein, die im Herbste so gefährlich ist, und verfiel dadurch in ein Fieber, das ihn, im Verein mit dem Arzte, drei Wochen lang an das Bett fesselte.

Ein Brief von seiner Frau verdoppelte noch die Langeweile seiner Einsamkeit; er bemerkte, daß sie in Verlegenheit war, wie sie von seinen Angelegenheiten und seinem ersten Commis zu ihm sprechen sollte, und daß sie, anstatt sich über seine Abwesenheit zu beklagen, ihn fast aufforderte, seine Rückkehr zu verschieben. Wie groß auch sein bis dahin begründetes Vertrauen auf die feste Tugend seiner Frau war, so machte doch der kluge Reisende die Bemerkung, daß, wenn die anwesenden

Ehemänner von ihren Frauen manchmal Unrecht leiden, die abwesenden sich der Gefahr aussetzen, dieses Unrecht noch zu vergrößern. Aber konnte er Italien früher verlassen, als er versprochen hatte heimzukehren? Er verließ eiligst Rom und reiste nach Neapel. Italien ist das Land der Widersprüche. Von der Stadt der Ruhe und des Schweigens ging er in die Stadt der Bewegung und des Lebens, denn von allen Städten der Halbinsel ist Neapel die geräuschvollste, die schreiendste und die am meisten gestikulirende. Er hatte daher Mühe, sich an das Neapolitanische Getöse, gegen welches der Lärmen in seiner Straße St. Denis fast Ruhe war, zu gewöhnen. Da er zum Uebermaß seines Unglücks sich eingebildet hatte, daß man in der Nähe des Vesuvs die Strenge der Jahreszeiten nicht fühlte, so hatte er keinen Mantel, kein Winterzeug zu sich genommen, so daß er die Dichter und Enthusiasten verfluchte, welche von einem ewigen Frühling Italiens sprechen. Dennoch konnte Herr Léger nicht umhin, den Vesuv zu besteigen, denn welchen Spöttereien, welchem Hohngelächter würde er sich preisgegeben haben, wenn er seinen Freunden daheim hätte gestehen müssen, daß er den Vesuv nicht bestiegen habe. Also hinauf trotz rauher Winde und Gicht, aber der arme Teufel kam dennoch nicht hinauf, auf halbem Wege glitt er aus, und ohne die Unterstützung seines Führers wäre er rettungslos verloren gewesen. Dadurch abgeschreckt, eilte er das Gebirge rascher hinunter, als er hinangeklimmt war.

Endlich, nachdem sich der arme Teufel so oft zwischen der Charybdis und Scylla befunden hatte, waren die sechs Monate seiner Abwesenheit von Paris richtig verflossen, und Léger machte sich auf die Rückreise. Aber noch war sein Geschick nicht erfüllt, das Maaß seines Unglücks nicht voll. Er fuhr per Post nach Rom zurück, und obgleich dieselbe, welche

starke Summen Geldes bei sich führte, von vier Dragonern escortirt war, wurde sie dennoch von Räubern überfallen und geplündert. Der arme Léger wurde seiner Effecten beraubt und in's Gebirge geschleppt. Man versuchte von ihm ein großes Lösegeld zu erpressen, und dachte ihn im Weigerungsfalle seiner beiden Ohren zu berauben, nur mit der größten Mühe und nach einigen Tagen entsetzlicher Angst gelang es ihm den Händen der Räuber zu entkommen.

Abgezehrt, elend, verhungert, zerlumpt betrat er endlich den Boden seiner Heimath wieder. Wie freute er sich auf seinen heimischen Heerd, auf sein Weib, auf die behagliche Ruhe seines Comtoirlebens nach so vielen überstandenen Fährlichkeiten; je näher er seinem Hause kam, je mehr klopfte ihm das Herz. Endlich, endlich, war er da, — aber Entsetzen, sein Magazin war verschlossen und versiegelt. Er erkundigte sich bei seinem nächsten Nachbarn nach der Ursache, statt aller Antwort gab ihm dieser ein Zeitungsblatt, in welchem folgender Artikel stand:

Man spricht von dem Fallissement des Herrn L . . . ., des eichen Kaufmanns in der Straße St. Denis. Seit langer Zeit hat er die Flucht ergriffen, um den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen. Man glaubt, daß er sich nach Italien geflüchtet hat.

Diese Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag, aber das Schlimmste sollte er noch erfahren. Seine Frau und sein Commis Courtois hatten durch allzugewagte Speculationen mit seinem Gelde seinen Kredit compromittirt und sich zusammen mit dem Rest seines baaren Vermögens aus dem Staube gemacht. Da Léger ein rechtschaffener Mann war, beklagte man ihn allgemein, aber das war auch Alles. Das Opfer einer Laune, die ihm so theuer zu stehen gekommen war, sah er sich genöthigt, in derselben Straße, wo er Chef des Hauses gewesen

war, einfacher Commis zu werden. Mit so großem Unglück büßte dieser arme Mann seine Sucht, ein Gelehrter zu heißen und Italien's Alterthümer kennen zu lernen.

Das Schicksal des Herrn Léger steht sicher nicht vereinzelt da, die Wuth, Italien zu bereisen hat die Engländer, die Franzosen, die Deutschen ergriffen, und man ließe sich ihre Thorheiten schon gefallen, wenn diese Leute nicht die unglückselige Manie hätten, Jedem, der ihnen begegnet, mit dem sie zufällig zusammen kommen, von dieser Reise und deren außerordentlichen Resultaten zu erzählen.

Ich habe ebenfalls Italien bereist und mich daselbst lange genug aufgehalten, um dieses schöne Land hinlänglich kennen zu lernen, aber ich muß gestehen, die interessanteste Seite Italiens ist eben die, daß man in diesem Eldorado mehr Narren kennen lernt, als in allen übrigen Ländern der Erde zusammen. Ich glaube, die guten Italiener würden um vieles glücklicher sein, wenn sie weniger der Gegenstand der allgemeinen Neugierde wären.

Abgesehen von der Störung, welche mir beim Genuß dieses auf die Erde gefallenen Stück Himmels von den vielen europäischen Reisegecken, welche sich in Italien ein Rendez-vous geben, und welchen auch ich zu begegnen das Unglück hatte, verursacht worden ist, habe ich in keinem Lande reinere, tiefere Freuden genossen, als in dem unglücklichen Mutterlande der Kunst. Mein Leben floß mir dahin wie ein poetischer Traum, und ich verließ Italien mit dem festen Entschlusse, später einmal wieder dahin zurückzukehren.

Hundertzweiunddreißigstes Kapitel.

In den Tuilerieen.

Der Tanz bei den Franzosen. — Bälle. — Ein Ball in den Tuilerieen. — Nationalgarden. — Der König Louis Philipp und die Prinzen.

Zum dritten Male in meinem Leben betrat ich Paris. — Da ich in diesem Jahre noch Spanien besuchen wollte, konnte ich nicht lange in Paris verweilen. Doch benutzte ich die kurze Zeit, meine früheren Bekanntschaften, welche mir von Nutzen sein konnten, zu erneuern. Ich trat in Paris einige Male auf und hatte das Vergnügen, stets mit demselben Wohlwollen aufgenommen zu werden. Ich machte die Bekanntschaft der einflußreichsten Journalisten, aber ist es nöthig, sich in Paris auf die Journalisten zu stützen? Ist die ganze französische Nation nicht für das Tanzen und die Tänzerinnen begeistert? Wenn man von den Franzosen behauptet, daß sie sich mit magerer Suppe und geschmorten Froschkeulen abspeisen ließen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, so ist das freilich eine sehr gewöhnliche Schmähung, die aber durch die Speisekarte der pariser Restaurateure hinlänglich wiederlegt wird, gewiß aber ist es keine Unwahrheit, wenn man von ihnen sagt, daß sie leidenschaftliche Tanzliebhaber sind, daß sie das Tanzen dem Essen,

dem Trinken, dem Schlafen, der Unterhaltung und selbst der Musik vorziehen, daß der größte Theil ihrer Belustigungen und Beschäftigungen durch Tanz ausgefüllt wird.

Bei einer Hochzeit tanzt die Braut die ganze Nacht hindurch, bis die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Fenstervorhänge hereinbrechen. Bei einer Taufe überläßt die junge Mutter das Kind, dessen Geburt die Gäste feiern helfen, der Sorgfalt einer Amme, und nimmt am Tanze so lange Theil, bis sie ganz erschöpft in das Sopha sinkt, um sich auszuruhen. Bei den Geburtstagen der Mutter, des Vaters, der Großeltern, der Kinder ordnet man nicht, wie in England, ein Mittagsmahl, oder wie in manchen Kantonen des schönen, alten Helvetiens, ein Abendessen, sondern eine Tanzbelustigung an. In England trägt die Hausfrau die größte Sorge, daß bei solchen Geburtstagsfeierlichkeiten die Tafel auch recht hübsch aussehe, reich besetzt und glänzend erleuchtet sei, in Frankreich stehen auf einem Seitentisch eine kalte Pastete, einige Schalen von Reismilch oder Bouillon, ein wenig warmer Punsch und einige kleine Kuchen: das sind die ganzen Erfrischungen, die man bei dem großen Vergnügen des Abends, beim Tanze darbietet. Der Engländer schickt bei einer Abendgesellschaft seine Sparpfennige zum Pastetenbäcker, der Franzose zu den Spielleuten.

Woher kömmt das? Es ist den Leuten angeboren. Der Franzose tanzt, weil es einmal in seiner Natur liegt. Und wenn wir die Stufenleiter hinansteigen, vom Bettler zum Arbeiter, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, was ist das Hauptvergnügen des Bauern, des Tagelöhners und des Handwerkers, von dem an, der hinter der Pflugschaar hergeht, bis zu dem, der zu Lyon so geschickt und geschmackvoll zu weben versteht, bei allen Festen des Dorfs und Bezirks, der Familie, der Schenke, zu Hause und auf Besuchen? Nichts Anderes als der Tanz.

Kein Frauenzimmer in Frankreich läßt vom Tanzen, bis ihre Beine und Füße nicht mehr fort wollen. Auch graue Haare und Runzeln sind kein Hinderniß; wer nicht mehr walzen kann, tanzt doch die Quadrille noch mit, und wer die Pas nicht mehr machen kann, läuft doch noch mit und macht den Strohmann, wie beim Whistspiel. In andern Ländern giebt es gewiß Millionen junger Damen, die nicht tanzen können, in Frankreich aber geht das A. B. C. und das Tanzen Hand in Hand, und ein Herr Professor Albert hat sich bei den Franzosen einen guten Namen gemacht, weil er in einer Schrift über die Sittlichkeit des Tanzes dargethan, daß der Tanz besonders dazu geeignet sei, die geistigen wie die moralischen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen zu vervollkommen.

Wer keinem ländlichen Feste in Frankreich beigewohnt hat, kann sich keine Vorstellung machen von der Schönheit und malerischen Lebendigkeit solcher Scenen. Das Fest von Ville d'Avray, etwa zwei Meilen von Paris, ist ein herrliches Musterbild dieser Art von Lustbarkeiten. Nicht etwa alte häßliche Mützen findet man da, nicht abgetragene Damen-Shawls, nicht schmutzige Putzlappen: nein, Häubchen so weiß wie Schnee, Fichüs so nett und schwellend wie ein Blumenbeet im July, zierliche, saubere, knappe Kleider und Füßchen, so niedlich und in so feinen Strümpfen und Schuhen, wie die der elegantesten Gräfin auf den londoner Almacks-Bällen. Und wie sie tanzen! Mit ihren ganzen Augen und Herzen, mit ihren ganzen Füßen und Beinen, mit ihrer ganzen schlanken, kegelförmigen Taille und ihrem glückseligen, munteren Antlitz, nach den Tönen zahlloser Violinen und allerlei lustiger, wenn auch manchmal nicht gerade harmonirender Instrumente.

Das Tanzen der arbeitenden Klassen, der Dienstboten und Landleute unter freiem Himmel ist ganz einzig in seiner Art.

Ich habe viele Länder bereist, viele Tänzer und Tänze gesehen, aber die arbeitenden Klassen und Dienstboten in Frankreich übertreffen alle anderen in ihrer Liebe zu diesem Vergnügen. — Die Männer hängen eben so sehr daran, wie das schöne Geschlecht; frisch und munter sind sie am Morgen wieder um die gewöhnliche Stunde an der Arbeit und verrichten unverdrossen, es koste was es wolle, ihre Geschäfte in der Wirthschaft, in der Fabrik oder am Ladentisch, wenn sie auch eine lange Nacht hindurch in stets kreisender Bewegung gewesen sind.

Die politischen Ereignisse der letzten funfzig Jahre in Frankreich haben den Character der französischen Bälle und des französischen Tanzes ganz umgewandelt. Die Tracht ist eine ganz andere geworden, die Toilette hat sich geändert, die Art des Empfangs ist nicht mehr dieselbe, die Einladung geschieht in anderer Form; die Vorstellung, sei der König oder wer sonst der Wirth, ist traulicher und bürgerlicher geworden. Ich spreche natürlich von der Zeit, da Ludwig Philipp noch auf dem französischen Throne saß und Niemand daran zweifelte, daß er als König von Frankreich sterben würde. Heute sieht es allerdings wiederum etwas sehr verwandelt aus, aber Frankreich lebt auch heute nur provisorisch, d. h. es sucht sich nur bei Athem zu erhalten, um über die Zeit der Krankheit hinwegzukommen.

Ich hatte Gelegenheit, bei meinem damaligen Aufenthalt in Paris einen Ball zu besuchen, welcher den National-Garden von Paris, diesem Adel von 1845, gegeben wurde. Es war in den Tuilerieen. Frankreich hatte damals keine andere Aristokratie, als die des Geldes. Die Fould's, Lefebvre's und Rothschild's waren damals nnd sind noch heute der hohe Adel von Frankreich. Und doch, welch edles, königliches Benehmen hatte Ludwig Philipp! Frau van Genlis sagte: Er war dazu

geboren, ein König zu sein. Hierin war sie Prophetin. Wenn sie aber hinzufügte, er würde schlecht dazu taugen, so bewies sie keine tiefe Menschenkenntniß. Die Freunde Karls hatten Unrecht, als sie sagten, dieser sei der letzte französische Edelmann. Das ist nicht wahr, es gab nie einen feineren Hofmann, nie einen vollendeteren Edelmann, als Ludwig Philipp es war.

Die französische Nationaltracht, sagt Herr Manguin, ist ein schwarzer Frack. Und so ist es und war es damals in der That. Ein Ball in den Tuilerieen machte jedoch hiervon eine Ausnahme. Es waren dort eine Unzahl National-Gardisten anwesend, und mancher unglückselige Bürger, der achtundvierzig Stunden im Arrest gewesen war, weil er sich einmal über das andere geweigert, auf die Wache zu ziehen, putzte, wenn er zum Ball in den Tuilerieen eingeladen wurde, flink sein Messing und Zinn, bürstete seinen blauen Rock, polirte seine versilberten Knöpfe, ließ sich seine besten Beinkleider so weiß waschen, wie der Mont blanc im Januar, und kutschirte in einem Kabriolet für 30 Sous, in Handschuhen von Prirot nnd Stiefeln von Cancannan nach dem Königlichen Schloß, wo er ganz ungenirt sich bewegte und lustiger war, als er es in einem Schilderhause je sein konnte.

Es wäre auch sehr ungerecht, wollte man nicht eingestehen, daß die Tracht der französischen National-Garden allerliebst war. Ein Mensch, dessen Hauptgeschäft darin bestand, auf andere ehrliche Leute Glossen zu machen, und der dafür einst derb gezüchtigt wurde, sagte: Frauen und Wäsche sehen bei Licht am besten aus. Das ist eine Ansicht, wegen welcher ich mit dem Herrn nicht rechten will, aber so viel ist gewiß, daß die National-Gardisten und ihr Anzug am besten in den Tuilerieen bei Kerzenlicht aussahen. Man kann sich gar nichts Anmuthigeres den-

ken, als das Weiß, Roth und Blau auf einem Tuilerieen-Balle, und jeder Beschauer war auch von dem Anblick entzückt.

Die Kavallerie der National-Garde war mit Federbüschen geschmückt, und die Offiziere sahen wie die Stutzer von ehemals aus, als es noch Mode war, den ganzen Vormittag Köpfe abzuschneiden und die ganze Nacht hindurch nach der bezaubernden Melodie von ça ira oder der Marseillaise zu tanzen. Ich habe keinesweges die Absicht, hiedurch beweisen zu wollen, daß die Kavallerie-Offiziere der Pariser National-Garde in irgend einer andern Hinsicht als im Dandyismus, Robespierres gewesen seien; unschuldigere, harmlosere und unschädlichere Wesen, als diese Offiziere, konnten auf der ganzen Oberfläche der bewohnten Erde nicht vorhanden sein. Die Kavallerie-Offiziere der National-Garde betrachteten dies als eine Nothwendigkeit, ja als einen Theil ihrer Dienstpflicht, einen Schnurrbart zu tragen, dessen beide Enden geschmackvoll gedreht waren, gelbe Glacé-Handschuhe, die sie nie zweimal anzogen, gefaltete schwarze Atlas-Cravatten, die so breit und bequem wie ihre constitutionellen Privilegien waren, und mit Patentwichse blank geputzte Lederstiefeln, die so eng waren, daß sich jede Ader und jedes Hühnerauge auf der Oberfläche deutlich abdrückte. Sie waren die Aristokraten der National-Gardisten, mochten sie nun Schweine-Schlächter oder Schreiber bei den Actien und Mäklern gewesen sein. Mochten sie auf gemietheten Rossen einherstolziren und manche bedeutende Auseinandersetzung mit ihren Schuh- und Handschuhmachern durchzufechten haben, mochten sie immerhin das ganze Jahr hindurch hinter ihrem Ladentische Gingham verkaufen, was schadete dieses? — sobald sie sich im Dienste befanden, auf die Wache zogen, zu Pferde eine Revüe mitmachten oder in den Palast eingeladen wurden, bildeten sie die Elite der französischen Aristokratie, und was ihnen

an Verstand, Rang, Familie, Talenten oder Muth abging, ersetzten sie reichlich durch Tressen, Fransen und Federn, und so erblickte ich die ehrenwerten Leute mit ihren Kindern und Frauen, Großvätern und Onkeln auf einem Ball in den Tuilerieen.

Wie hübsch sahen sie aus, als ich die große Treppe hinaufgestiegen und eingetreten war. Der Saal der hundert Schweizer war nicht mehr wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten mit der aus jungen Edelleuten bestehenden Leibwache des Königs, sondern mit Pariser National-Gardisten und einigen Liniensoldaten angefüllt, und überall erblickte man die hübsch gekleideten, nett aussehenden Stutzer aus der Feder- und Fransen-Schule der Kavallerieabtheilung. Wie waren sie bemüht gut zu tanzen, wie strebten sie danach, mit der Musik genau Takt zu halten, wie gleichgültig stellten sie sich gegen die Erfrischungen, mit denen man sie überschüttete, und wie nachlässig benahmen sie sich gegen die vornehmen Damen, wenn sie dieselben zum Tanz aufforderten, als ob ihnen diese eher eine Gunst damit erweisen sollten, ihre Aufforderung abzulehnen, als sie anzunehmen.

Die Tuilerieen von 1845 waren nicht mehr die Tuilerieen von ehemals. Ludwig Philipp liebte Hammer und Kelle, zur Zeit des Kaisers waren die Zimmer voller Seide, Sammet, Marmor, Vergoldung, Gemälde und Bilderwerk, unter Ludwig Philipp wurden sie aber bei Weitem glänzender. Die große Treppe, obgleich in ihrer Bauart unverändert, wurde sehr verschönert, die nach dem Garten hinausgehenden offenen, äußeren Gallerieen waren verschlossen, auch wurden das Königliche Parterre und mit Rasen ausgefütterte Gräben zunächst dem Garten angelegt, um das Volk von dem Palaste fern zu halten, mit der innern Einrichtung in den Zimmern und Sälen waren

große Veränderungen vorgenommen worden, und wenn gleich der Adelssaal noch sein reiches Getäfel mit den alten Schlachten und Siegen hatte, so fehlte doch der Adel, um darin zu antichambriren. Der Friedenssaal stellte noch immer die Zeit, den Frühling, die Fülle und den Ruhm dar, aber er war in jeder Hinsicht weit prächtiger als in früheren Tagen. Die Tapezierung des Thronsaales war noch eben so schön, ja noch schöner als jemals, und wenn auch die Lilien verschwunden waren, welche einst um den Thron prangten, so war doch das Tafelwerk von ehemals noch vorhanden, welches die Religion vorstellte, wie sie Frankreich beschützte, und man mußte nur wünschen, daß das also beschützte Volk seine Beschützerin minder vergäße.

Ludwig Philipp hatte der Rückseite des Schlosses ihr alterthümliches Ansehen geraubt, indem er an Thüren und Fenstern die moderne Architektur einführte, und so war hier in Folge seines Geschmacks für das Nette und Behagliche ein wunderliches Gemisch der gemauerten Bauart von 1830 und der steinernen und gemeißelten des sechszehnten Jahrhunderts entstanden. Aber die innere Einrichtung der Tuilerieen hatte einen ganz andern Charakter. Da war Alles beibehalten, was den Palast eines alten Königsgeschlechts bezeichnet, verbunden mit allen Annehmlichkeiten, Bedürfnissen und Zierden der neueren Zeit. Zwar konnte die Waschtoilette des Königs minder wohlfeil, die Bettstelle etwas weniger rumpelhaft sein, aber Ludwig Philipp schlief neben seiner Königin, und die eine Hälfte seines Bettes war so hart, wie es zu sein pflegt, wenn man im Lager oder auf dem Schlachtfelde schläft, wogegen die für seine Königliche Gemahlin bestimmte Hälfte an Weiche den Betten zu Neapel und den besten Eiderdaunenpfühlen der Königinnen nichts nachgab. Ludwig Philipp hatte alle seine Söhne daran

gewöhnt, mit einfacher Kost sich zu begnügen, und hart zu schlafen. Eine Matratze war ihr Bett, ein hartes Brett ihre Matratze. Die Schlafzimmer der Prinzessinnen waren so schlicht wie die eines Landmädchens und von Ueppigkeit war nichts zu sehen.

Diese Orleans'schen Mädchen, sagte die Herzogin von Berry, als dieselben einst auf einem Hofball alle in einfachen weißen Mousselin gekleidet erschienen, sahen am besten aus auf dem ganzen Ball. Es sind die niedlichsten Mädchen in Frankreich. Und wahrlich, die Herzogin hatte Recht. Als die Königin der Belgier noch zu Hause war, und die verstorbene Herzogin von Würtemberg noch lebte, konnte mit ihrer noch unverheiratheten Schwester Clementine zusammen kein lieblicheres Trio vom Pas=de=Calais bis zum Golf von Biscaya gefunden werden. So sagte alle Welt, welche nur irgendwo dieses liebliche Schwesternpaar gesehen hatte.

Ludwig Philipp galt damals noch für einen der besten Taktiker. Als bei der denkwürdigen Eröffnung der Kammern im Jahre 1830 Carl X. beim Hinaufsteigen auf den Stufen des Thrones seinen Königshut mit dem Straußenfederbusch fallen ließ, hob der Herzog von Orleans ihn auf und sagte, ihn dem Könige überreichend: Möge er lange Zeit von Ew. Majestät getragen werden. Aber schon wurden die Worte: „Revolution" und „der Herzog von Orleans" von Sevarn, Düpin und Perin geflüstert. Als die Revolution von 1830 mit ihren Kanonaden und Barrikaden alle Throne überraschte und die Beherzten erbleichten, da ergriff Ludwig Philipp die Flasche mit schlechtem Wein, welche ein Mann aus dem Volke an der Barrière St. Martin ihm zum Trinken darbot und führte sie mit den Worten: „La France et son bonheur!" an seine

Lippen. Es wären noch unzählige Beispiele anzuführen, welche darthun würden, wie sehr Ludwig Philipp den so lange genossenen Ruhm eines guten Politikers verdiente.

„Sie sind meine Kameraden," hatte der König vor etwa fünf Minuten gesagt, als er mit Einigen von der Demokratie der auf dem Balle versammelten National-Garden in Berührung kam. Diese Worte machten sie nicht zu seinen Kameraden, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit und entwaffnete ihre Gereiztheit. Und nun einen Blick auf jene jungen Prinzen, die in der langen Gallerie voll Licht, Gemälden, Gold, Glanz, Marmor und Schönheit, in der wir uns befinden, sich hin und her vertheilt haben; man betrachte sie nur. Der Herzog von Nemours spricht mit der Tochter eines Banquiers, nicht eines von der ersten, sondern von der zweiten Klasse, von denen, die keine Note von tausend Pfund ohne zweitägige Vorherbenachrichtigung auswechseln können, und doch, wie leutselig plaudert er mit ihr. Er ist der hübscheste Mann zu Pferde, welchen ich jemals sah, und jetzt, als Cavallerie-Offizier der National-Garde gekleidet, ist er ein wahres Kleinod von Soldaten. Es wundert mich gar nicht, daß er das hübscheste Mädchen in Deutschland erobert hat. „Heil seinen lieben Augen", sagte eine junge Engländerin, als er so eben an uns vorüberging. Der Herzog von Nemours bedauerte die Ereignisse von 1830, er beklagte es, daß sein Vater auf den Thron berufen wurde, ihn schmerzte der Untergang der erblichen Pairie, die durch jene Revolution vernichtet ward, es that ihm wehe, als man die Herzogin von Berry verhaftete und gefangen setzte, und er sympathisirt nicht mit der demokratisch-politischen Schule in irgend einem Theile der Welt. Er unterhält sich eben wieder mit der Tochter eines Generals, für die er die aufrichtigste Hochachtung hegte. Wie sie erröthet! Er aber ist so kühl,

so würdevoll, und des Entzückens, welches er erregt, wenigstens scheinbar sich so unbewußt, als wäre er nicht jung, nicht hübsch, nicht brav, edelmüthig und gut. Sie soll so eben mit ihm tanzen. Aber der General wünscht ihn fern. Es hat nichts zu sagen, der Herzog ist eben so ehrenhaft, als galant und ritterlich, wie irgend einer seiner Vorfahren, deren Namen er so rühmlich führt.

Der Herzog von Aumale, obgleich er ein ihm vom Prinzen von Condé vermachtes, bedeutendes, eigenes Vermögen besitzt, folgt doch der Taktik seines Vaters und ist in das Costüm des Tages gekleidet; er ist Infanterie-Offizier der Nationalgarde. Man erzählte sich eine Geschichte von diesem jungen Herzoge von Aumale, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Als die Deputirtenkammer so unzart war, die Dotation, welche der König für den Herzog von Nemours von ihr verlangte, mit einer gewissen Majorität zu verwerfen, eilte der Herzog von Aumale nach dem königlichen Schloß, erschien vor dem König und erbot sich, dieselbe Summe, die von dem Lande verlangt worden war, für seinen getäuschten Bruder zur Verfügung des Monarchen zu stellen. Ludwig Philipp umarmte ihn und sagte: Nun, wir wollen sehen, mein Sohn. Der Herzog von Aumale ist ein etwas nachdenklich aussehender junger Mann, er studirt eifrig, hat Preise am Gymnasium Heinrich IV. davongetragen und liebt das Vergnügen weniger, als seine Brüder. Aber er ist eben so brav, wie der beste unter ihnen und wird auf dem Schlachtfelde eben so tapfer sein, wie sein leider so früh verstorbener Bruder, der edle Herzog von Orleans. Doch wir mögen ihn lieber, wie heute Abend, auf einen Ball in den Tuilerieen sehen. Der Herzog hat Madame Thiers zum Tanze aufgefordert — mehr ein Compliment für sie, als für ihren Gatten, denn sie ist hübsch und er liebt keinesweges die Demokratie

oder den Krieg. Sein Erzieher war ein Feuilletonist des Journal des Débats, und zwar einer der geistreichsten und lebendigsten. Herr Thiers ist heute Abend Nationalgardist, aber wenn Frankreich lauter solche Gardisten hätte, wie er einer ist, so müßte es 5 Millionen Soldaten ausheben, um seine Grenzen zu vertheidigen, denn Europa kann nicht lange ungestraft verhöhnt werden. Mit Madame Thiers spricht es sich viel angenehmer, als mit ihrem aufgeregten dictatorischen Gemahl, Sie versteht sich so vortrefflich auf das leichte Geschwätz, welches für die Unterhaltung in einem Ballsaal so wesentlich ist, wogegen er stets alle seine Segel beisetzt und mit vollen Backen über Politik, Parteien, Presse, Eisenbahnen und über sich selbst spricht. Madame Thiers tanzt auch sehr gut, während ihre entzückte Mutter, Madame Dosm, den General Jacqueminot hofirt, und allen Prinzen völlige Liebeserklärungen macht.

Der junge Prinz von Joinville ist nicht hier. Er ist selten daheim. Der König will, daß er kein auf dem Lande herumhungernder Matrose sein soll, er verdient sich alle seine Grade, wie jeder andere Offizier, und kann es im Erklettern des Mastkorbes dem Besten gleichthun. Schade, daß er sich heute nicht auf dem Balle der Tuilerieen befindet, denn er ist ein lustiger Bursche und ein Fürst unter den Tänzern, aber ihn hält die Pflicht gefesselt, und so muß man seine Gegenwart entbehren.

Der jüngste des männlichen Zweiges der Familie ist der Herzog von Montpensier. Er ist noch nicht allzu lange aus der Aufsicht der Tante und Mutter aufgetaucht, vielleicht weil er der jüngste ist; aber die Familie liebt ihn ganz besonders. Er plaudert dort mit der Gräfin Flahault, einer lieben, bewunderswürdigen Engländerin. Die Orleans sprechen alle

englisch und schätzen die englische Nation. Die Gräfin ist mit einem braven Franzosen aus der besten Schule verheirathet, einem ächten Freunde Ludwig Philipp's und einem wahren Verehrer alles Guten und Rechten. Der Herzog von Montpensier wird die Gräfin zur nächsten Quadrille führen, und wir wollen ihm mit den Augen folgen.

Die Gallerie ist gefüllt, die Erleuchtung glänzend, die Gemälde köstlich, die Statuen prächtig, das Ganze gleicht einem Feenreich, und die Farben sind so brillant, wie die Federn des Paradiesvogels. Niemand gab je so reiche Feste in Allem, was die Sinne reizt, als Ludwig Philipp. Aber die alten Familien Frankreichs konnte er nicht um sich sammeln. Er konnte sich nicht, wie Ludwig **XVIII.**, mit den Söhnen der Aristokratie des Landes umgeben. Er konnte die Stellung nicht ändern, in die nicht er selbst, sondern die Umstände ihn versetzt hatten. Wenn seine Aristokratie aus den Mittelklassen bestand, so war das nicht seine Schuld. Er gab die königlichsten Feste, wenn auch dem mindest loyalen Volke, aber niemals war seit den Tagen Ludwigs **XIV.** größere Pracht in Versailles, St. Cloud, Eu, Neuilly oder den Tuilerieen entfaltet worden. Ich kannte manche namhafte Männer, welche die Feste Napoleons gesehen und allen höchsten Glanz der letzten funfzig Jahren in Frankreich geschaut haben, aber Alle waren einstimmig der Meinung, daß Ludwig Philipps Unterhaltungen den Vorzug verdienten.

So eben kommt der König, begleitet von der Königin und der jüngsten Prinzessin. Sie machen die Runde durch die Gallerie. Die Musik spielt die Marseillaise. Das ist nicht die Melodie, die der König als ein Orleans und als Edelmann liebt; aber es ist die Melodie seiner Gäste, denn es sind die Bürger hier, die ihn zum Könige machten. Der König hatte

seit einiger Zeit sehr gealtert, doch hielt er sich noch immer gerade und aufrecht, er lächelte durch die Falten seines Antlitzes und sah trotz seiner Sorgen heiter aus. Er schien alle seine Gäste zu kennen, und doch war dies unmöglich. Was sagt er? Er wendet sich so eben zu den General Jacqueminot. „Der Anblick ist entzückend, mein lieber General," sagte er, „ich bin nie glücklicher, als wenn meine Nationalgarden mich umgeben." „Und ihre Familien," setzte die Königin mit sanftem, bezaubernbem Tone hinzu. Das ist dem General genug, fort eilt er, des Königs und der Königin freundliche Worte durch die ganze Versammlung zu verbreiten, schon sind die beiden Phrasen im Munde der anwesenden Tausende und die Musik beginnt das französische Lied:

„Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?"

Die Königin lächelte mehr als sie sprach. Sie war ganz Anmuth, ganz Freundlichkeit, aber ihr Lächeln vermochte ihre geheime Sorge nicht zu verhüllen. Diese Sorge war die Furcht vor Dolchen und Pistolen; nicht um ihres eigenen Lebens willen, sondern vor Denen, die gegen das Leben ihres Gemahls gerichtet waren. Ihr Dasein war eine fortdauernde, unauslöschliche Angst. Daheim fürchtete sie das Eindringen einer bewaffneten Bande, draußen flößte jeder Ton ihr Schrecken ein, in jedem Antlitz sah sie einen Verräther. Und doch ward sie von Allen geliebt, die ihr nahe kamen. Ich lernte ein paar Französinnen kennen, die ihr die Aufwartung gemacht hatten, um eine Gunst für ihren Sohn und Bruder zu erbitten. Obgleich sie ihnen eine bestimmte Stunde festgesetzt hatte, war sie doch nicht pünktlich. Endlich kam sie. „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so unhöflich erscheinen muß," sagte die

Königin, „ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Damen, es war nicht Achtlosigkeit von mir, ich versichere Sie, sondern Ueberhäufung mit Geschäften.“ Die Damen trugen ihre Sachen vor. „Ich werde thun, was ich kann,“ sagte sie, „gewiß, ich werde, aber Sie glauben nicht, wie gering mein Einfluß ist; es geht Alles von den Ministern aus, wie Sie wissen. Der König würde weit mehr thun, als er thut, wenn er es könnte; allein, Sie wissen, in constitutionellen Monarchieen geschieht Alles durch die Minister.“

Es ist bekannt, wie sehr die Königin ihre Kinder liebt. Es wird erzählt, daß, als der König der Belgier nach mehreren Jahren der Trennung seinem früheren Freunde, dem Herzoge von Orleans, der nun König war, einen Besuch abstattete, dieser zu ihm sagte: „Nun, wohl, Ihnen fehlt eine Frau; ich habe drei nette Töchter. Meine Louise ist eine schöne Blondine, meine Marie eine schwarzgelockte Brünette, meine Clementine wäre vielleicht für Sie zu jung, aber Sie sollen sie alle sehen, und es müßte schlimm zugehen, wenn Ihnen nicht eine gefiele.“ Die Wahl war nicht schwer zu treffen, die schöne sanfte Louise wurde Königin der Belgier.

Des Königs Schwester, Madame Adelaide, war unzertrennlich von Seiner Majestät, in so manchem bedrängten Augenblicke stählte ihn schon ihre Herzhaftigkeit, und ihre kühnen, kräftigen Rathschläge wurden jederzeit von ihm wohlgefällig aufgenommen. Sie betete ihre Nichten und Neffen an, bezeugte sich gegen sie sehr großmüthig, und ward von allen auf das zärtlichste und achtungsvollste behandelt. Doch liebte sie die Pariser nicht, war keine Anhängerin der Revolution von 1830, und war kalt in ihrem ganzen Wesen, obgleich von mildthätigem Charakter. „Nie einem Aufruhr etwas nachgeben“ war stets ihr Rath an den König, auch ein anderer ihrer Ge-

danken war dem Könige immer gegenwärtig: „Besser, Du stirbst auf dem Blocke, mein Bruder, als in einer Gosse.“ Die Pariser liebten auch diese Dame nicht, die Herzogin von Berry war beliebter, darüber aber kann man sich gar nicht wundern, denn die Mutter des Herzogs von Bordeaux war so fröhlich, so munter, so unbegrenzt freigebig, so witzig und so eingenommen für Feste, Bälle, Gastmähler, Theater und Tanz, daß man ihr den Beinamen der königlichen Pariserin gegeben hat. Madame Adelaide überschaute mit Ruhe die Gegenwart, sie wußte, daß der Beifall von heute sich leicht den nächsten Tag in Verwünschungen verwandelt, und daß, welche heute: „es lebe der König!“ rufen, morgen irgend wen anders leben lassen. Die Marseillaise liebte sie gar nicht und sie war froh, wenn die letzte Reihe der Quadrillen ertönte, die von dem herrlichsten Orchester angeführt wurden, in welchem die ersten Talente und die schönsten Instrumente vereinigt waren.

Obgleich der Ball in den Tuilerieen eigentlich nur ein Ball der Nationalgarde war, so waren doch noch viele Andere gegenwärtig, die man nicht zu ihnen, noch zu ihren Frauen und Töchtern zählen konnte. Es wurde bei diesen Bällen, auf denen sich oft mehr als 6000 Personen befanden, überhaupt nicht sehr strenge genommen. Dennoch fehlte dem Feste nichts von dem königlichen Glanze, welchen man an Ludwig Philipps Hof bei solchen Gelegenheiten gewohnt war. Welche Mannigfaltigkeit von eingemachten Früchten, überzuckerten Orangen, Wallnüssen und Mandeln, welche Fülle von kühlenden Getränken und Sonnets, von Eis in jeder Farbe und Art, von Kuchen in jeder Form und Mischung wird jetzt von Bedienten in Scharlach-Livree und weißen seidenen Strümpfen, auf goldenen und silbernen Tabletten an die versammelten Gäste

herumgereicht. Nie kann es irgendwo reichlicher und doch, es klingt seltsam, aber es ist so, nirgends sparsamer hergegangen sein. Ludwig Philipp machte das Alles durch Zuschlag an den Mindestbietenden. Der niedrigste Preis wird angenommen, doch wehe dem Entrepreneur, der seinen Kontrakt schmutzig und bettelhaft erfüllen wollte; er würde nie wieder zum Mitbieten zugelassen werden. Wohlfeil, aber gut, sparsam aber reichlich war der Grundsatz, der den König bei allen Anordnungen seiner Civilliste leitete.

Was die Beleuchtung anbetrifft, so war gewiß der Palast nie so tageshell, wie jetzt. Es wurden dreimal so viel Lichter verbrannt, als in einer früheren Zeit. Auch dies war eine Sache des Kontrakts, und so mußte es sein. Denn da die Kammern einem so edlen Prinzen, wie der Herzog von Nemours, ein Heirathsgut verweigert hatten, so hatte der König nicht viel Hoffnung, daß die Deputirten die Schulden der Civilliste bezahlen würden. Und Ludwig Philipp hatte, zu seiner Ehre sei es gesagt, bedeutende Schulden. Seit seiner Thronbesteigung beschuldigte man ihn, daß er auf niedrige Weise zusammenspare und sein Vermögen im Auslande und in fremden Papieren anlege, um sich für den Tag der Revolution zu sichern, der noch bei seinen Lebzeiten erscheinen könnte. Das war eine ungerechte, schändliche Lüge. Die Civilliste war sehr verschuldet. Odilon Barrot wußte dies so gut wie Dupin, Mauguin so gut wie Pasquier, und doch schwatzten Barrot und Mauguin vom Reichthum des Königs, um ihn unpopulär zu machen, obgleich sie sehr wohl wußten, wie viel Anleihen derselbe seit seiner Thronbesteigung hat machen müssen.

Die königliche Familie hat sich nun entfernt. Es ist bald zwölf Uhr, aber die Prinzen bleiben noch, um ihrer Tanzlust

genug zu thun und den Nationalgarden zu Gefallen, die sie noch immer Kameraden nennen. Der Tanz ist nun weit geräuschvoller, ausgelassener und anhaltender, als bisher. Das Eis macht warmen Getränken Platz, es wird Punsch, Glühwein und gewürzteres Konfekt herumgereicht. Die Musik ist entzückend. Niemand sieht ermüdet aus, noch Keiner scheint des Tanzes genug zu haben. Da walzen sie hin, jetzt geht es an's Gallopiren. O, welch' ein Wirbel, welche Hitze, welches Geschwirre, welch' ein Lärm! Die Prinzen sind mit die Lustigsten und der ernste Herzog von Nemours plaudert in einem fort Spanisch mit der nieblichsten Dame im ganzen Saal. O, über den Schalk! Mit trockner Miene sieht er auf all' die hübschen Mädchen, und sie schauen Alle nach ihm, als wären sie in ihn verliebt. Die Nacht rückt vor. Stunde auf Stunde verfließt. Es ist Zeit aufzubrechen. Alle Prinzen sind fort, nur der Herzog von Nemours verweilt noch, jetzt scheint er ein Zeichen des Aufbruchs geben zu wollen, nun, wohlan, es ist Zeit. Man trennt sich mit heiterm und erhitztem Gesichte, es ist nicht Einer, der nicht eine freundliche Erinnerung an diesen Abend mit nach Hause nähme. Auf baldiges Wiedersehen an diesem Ort! —

Ja, auf baldiges Wiedersehen! — — —

Wie viel Jahre sind seit dem verschwunden? — Wo ist der königliche Gesetzgeber? Liegt er nicht in der Gruft in einem fremden Lande? — Wo ist die königliche Schwester, die solche energischen Vorschläge gegen den Aufruhr machte? Wo sind die königlichen Prinzen, welche Frankreich so sehr zu lieben schienen? Wo sind die Freunde, die Nationalgarden, welche an diesem Abend ihr donnerndes: „Es lebe der König!" ertönen ließen? Wo sind sie Alle? —

Und was ist aus den königlichen Tuilerieen geworden? —

Und was wird ferner aus diesem Paris, aus diesem Frankreich werden, das sich heute einen König wählt und ihn morgen verjagt; das sich heute einem Prinzen in die Arme wirft und morgen gegen ihn conspirirt, aus diesem Frankreich, das seit funfzig Jahren um Jahrtausende gealtert und dennoch immer das junge, leichtsinnige, kokette Frankreich geblieben ist? —

Was wird aus diesem Frankreich werden? — —

Hundertdreiunddreißigstes Kapitel.

Der Nasenprophet.

Drei Sonderlinge. — Der Arzt und Advokat. — Hetzjagd im Garten. — Eine Prophezeiung, die eingetroffen ist. — Lord L... — Nach Madrid. —

Trotz vielfacher Aufforderung, länger in Paris zu verweilen, beeilte ich mich, die französische Residenzstadt zu verlassen, um meine Reise nach Spanien anzutreten. Ich bewohnte damals die Straße Rivoli, und muß, ehe ich Paris verlasse, noch ein paar Sonderlinge gedenken, welche daselbst ihren Ruheplatz aufgeschlagen hatten, und die ich sehr genau kannte,

Der Eine war der Lord R..., der sich fortwährend weigerte, sein Haus, das schönste in der Straße, in gerade Richtung bringen zu lassen. Um nun die Ruhe zu erlangen, um derentwillen er sich in Frankreich niedergelassen hatte, ging er folgendermaßen zu Werke.

Auf den letzten strengen Befehl der Baukommission, sein Haus abzutreten, ließ er seinen Arzt und seinen Anwalt rufen, denn der Lord hatte mit diesen beiden Herren sehr viel zu thun, weil ihn beständig die Gicht und allerlei leibliche Beschwerden plagten, und der Anwalt war natürlich einem Manne, der so großes Vermögen besaß, eben so unentbehrlich. Diese beiden

Herren erschienen also vor dem edlen Lord, welcher seinen Anwalt folgendermaßen anredete:

Die Stadt Paris will mir durchaus mein Haus nehmen, um die Straße gerade legen zu lassen; ich habe mich hartnäckig geweigert, man droht aber, mich auf dem Rechtswege zur Uebergabe meines Hauses zwingen zu wollen. Ich wünsche also von Ihnen zu erfahren, wie lange Sie, wenn man gegen mich den Prozeß beginnt, diesen hinausziehen können?

Der Advokat überlegte die Sache so genau als möglich und sagte dann:

Mylord können auf drei Jahre mit Zuversichtlichkeit rechnen, vielleicht aber gelingt es mir, selbst noch über diese Zeit hinaus zu kommen.

Gut, antwortete der Lord und wandte sich nun an seinen Arzt mit der Frage:

Da Sie mich schon seit vielen Jahren behandeln, werden Sie mit meiner Constitution und meinen körperlichen Leiden vertraut genug sein, um mir sagen zu können, wie lange ich noch zu leben habe?

Der Arzt wurde sehr verlegen und zögerte mit der Antwort, die Frage war auch darnach.

Ich glaube, Sie kennen mich gut genug, sagte der Lord ein wenig ungeduldig, um mir auf meine Frage die Wahrheit zu sagen. Sprechen Sie ohne Scheu, deshalb habe ich Sie zu mir gebeten.

Es ist nicht zu leugnen, versetzte nun der Arzt, daß Ihre sonst sehr kräftige Constitution durch die fortwährenden Leiden sehr angegriffen ist und daß Ihre Lebensfrist aller Wahrscheinlichkeit — — —

Wie lange werde ich also noch leben? fiel der Lord mit Ungeduld ein.

Noch vier Jahr, hoffe ich, versetzte der Arzt.

Meine Herren, sagte der Lord nun mit der größten Ruhe, weichen um ein Jahr ab. Suchen Sie sich darüber zu einigen, damit wir grade Rechnung haben.

Der Arzt hatte Unrecht und der Advokat nicht Recht. ei Jahre nach diesem Vorfalle starb der edle Lord und ließ diese Weise seine Gegner den Prozeß gewinnen, welchen jetzt nicht mehr verlor.

Der andere Sonderliug war ebenfalls ein Engländer. n plagte auch die Gicht. Dabei aber war er ein leiden-)aftlicher Jäger, und er wollte dieser selbst bei seinem jetzigen örperzustande nicht entsagen. —

Er wohnte also auf einem Rädersessel, den zwei Bedienten nkten, der Jagd bei, die in — seinem Garten veranstaltet urde. Ein zahmes Schwein, das durch die Fürsorge seines)aushofmeisters schwarz gefärbt war, mußte das Wild vertreteten, welches dann auch bald unter den Kugeln des seltsamen Jägers zusammensank.

Dieser Lord besaß von einem Familienvermächtnisse eine bedentende Rente, doch besagte die Klausel, daß er seinen Aufenthalt in England nehmen müsse.

Der Lord haßte aber, wie viele seiner Landsleute, den heimathlichen Boden, wanderte aus, um jedoch der Klausel zu genügen, reiste er alljährlich nach Dower, und sobald er den englischen Boden betreten hatte, gab er dem ersten Besten, welchem er begegnete, fünf Guineen, unter der Bedingung daß er Streit mit Jemanden suche, was sich natürlich sehr leicht machte. Nach den ersten Puffen nahm der Lord den Händelsucher beim Kragen und schleppte ihn vor den Sheriff, woselbst er gegen ihn zeugte. Nachdem er auf diese originelle Weise einen unwiderleglichen Beweis von seiner Anwesenheit